

Medienspiegel Woche 46_18



Inhalt

NZZ, 12.11.2018	
<u>Die EDK stiehlt sich aus der Verantwortung</u>	1
Tagblatt, 14.11.2018	
<u>Lasst sie endlich wieder unterrichten!</u>	2
Tagblatt, 30.10.2018	
<u>Rechtsschreibestreit: Frühe Fehler, späte Einsicht</u>	3
Tagblatt, 14.11.2018	
<u>Für einen strukturierten Unterricht</u>	4
Wiler Nachrichten, 8. November 2018	
<u>Guter Unterricht braucht Lehrer, die anleiten</u>	4
Tagblatt, 14.11.2018	
<u>Kinder sind nicht dumm</u>	5
Journal21, 13.11.2018	
<u>Was nicht im Stundenplan steht</u>	6
NZZ, 6.11.2018	
<u>Der Geschichtsunterricht hat einen schweren Stand</u>	8
Tages-Anzeiger 8.11.2018, Mamablog	
<u>Erinnern Sie sich an Ihre Erstklasslehrerin?</u>	10
Zeit-Fragen 6.11.2018	
<u>Ein Etappensieg der pädagogischen Vernunft</u>	12
Schule Schweiz, 11. November 2018	
<u>Schreiben nach Gehör: eine Analyse</u>	15
Zürberg, 8.11.2018	
<u>Was man von Schwedens Schule lernen kann</u>	18
Blick, 11.2018	
<u>IT-Fächer überfordern Volksschule Swisscom und Co. springen vor den Klassen als Lehrer ein</u>	20
NZZ, 13.11.2018	
<u>Liebe Eltern, nehmt den Kindern das Smartphone weg!</u>	22
Aargauer Zeitung, 8.11.2018	
<u>Kanton gibt Rahmenbedingungen für alternative Lernorte</u>	23
Tagblatt, 5.11.2018	
<u>Gut gehört, ist halb geschrieben:</u>	25
20Minuten, 06.11.2018	
<u>Verstehen Sie, was Lorena (7) schreibt?</u>	27
<u>Spezielseiten zur Doppelinitiative GR</u>	29

Veranstaltungshinweis: <http://starkevolksschulesg.ch/veranstaltungen/>

NZZ, 12.11.2018

Die EDK stiehlt sich aus der Verantwortung

In der NZZ vom 30. 10. 18 wird in einer kurzen Notiz die Auflösung der EDK (Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) angekündigt: Der Lehrplan 21 (LP21) sei nach den Volksabstimmungen jetzt in 21 Kantonen in der Umsetzung und die Aufgabe der EDK damit erfüllt. Schwerwiegende Folgen dürfen aber nicht übersehen werden: Die Umsetzung des LP21 erfolgt unter viel Druck und Kontrolle. Wer nicht spurt, wird gemobbt, vor die Erziehungsdirektion zitiert oder auf Teilpensum gesetzt (entsprechende Fälle sind mir persönlich bekannt). Das führt u. a. dazu, dass inskünftig immer öfter die falschen Leute den Lehrberuf ergreifen: Anpasser, «Jobber», die gerne ausführen, was andere für sie vorbereitet haben oder was ihnen die Computerprogramme an Denkarbeit abnehmen. Hochqualifizierte und originelle Bewerber wird man vergeblich suchen. So werden den Lernenden kompetente Bezugspersonen fehlen.

Das alternative, vielgelobte selbstorganisierte Lernen (SOL) ist ein Flop: ineffizient bezüglich Korrektheit und Vollständigkeit der Lernresultate und eine unglaubliche Verschwendung der kostbaren Lernzeit. Im Weiteren wird durch den LP21 indirekt die «digitale Transformation» des Bildungswesens gerechtfertigt, obwohl bekannt ist, dass sie für den Lernerfolg wenig bis nichts, für die Budgetbelastung der Gemeinden aber in schöner Regelmässigkeit erschreckend viel bringt. Schliesslich schafft der LP21 eine pädagogische Monokultur, die jegliche pädagogische Vielfalt bei den Unterrichtenden zum Aussterben bringt.

Mit ihrer Auflösung stiehlt sich die EDK aus der Verantwortung für diese und weitere Folgen, wohl in der Annahme, dass die in den Kantonen aufgegleisten Kontrollmechanismen schon dazu beitragen werden, die Lehrerinnen und Lehrer in den festen Würgegriff des LP21 zu nehmen. Après nous le déluge! Vielleicht stehen gelegentlich engagierte Eltern auf, wenn die Lehrer schon nicht dürfen!

Gerhard Steiner, Basel em. Prof. für Psychologie (Entwicklung und Lernen)

<https://epaper.nzz.ch/#article/6/Neue%20Z%C3%BCrcher%20Zeitung/2018-11-12/7/236631114>

Tagblatt, 14.11.2018

Lasst sie endlich wieder unterrichten!

Immer mehr Lehrer ohne entsprechende Ausbildung kommen zum Einsatz. Der Beruf droht so abgewertet zu werden.

Mario Andreotti, Dozent für Neuere deutsche Literatur und Buchautor



Keine Frage: Der Lehrermangel, der uns heute schon auf allen Stufen begegnet, spitzt sich weiter zu. Das Bevölkerungswachstum geht weiter, während viele Lehrkräfte aus geburtenstarken Jahrgängen pensioniert werden. Bis ins Jahr 2025 werden in der Schweiz 100 000 Kinder mehr zur Schule gehen, die 2000 zusätzliche Lehrkräfte benötigen. Und die werden kaum in der notwendigen Anzahl vorhanden sein. Schon heute müssen die Kantone auf Notmassnahmen zurückgreifen und Studierende bereits vor ihrem Abschluss in Klassen einsetzen.

Und was noch bedenklicher ist: Um die Leerstellen in den Klassenzimmern zu füllen, stellen die Schulen immer häufiger Personen an, die nicht über die nötige fachliche und pädagogische Ausbildung verfügen. Gemäss einer aktuellen Studie des Schweizerischen Schulleiterverbandes ist jede vierte Lehrperson nicht für die Stufe ausgebildet, auf der sie unterrichtet. Zu all dem kommt erschwerend hinzu, dass 20 Prozent aller ausgebildeten Lehrkräfte innerhalb der ersten fünf Jahre aus dem Beruf aussteigen.

Zwar sind sich die Bildungspolitiker der Problematik des quantitativen und qualitativen Lehrermangels durchaus bewusst. Aber eine Strategie zu deren Bewältigung scheint so lange zu fehlen, als die Gründe für diesen zunehmenden Lehrermangel nicht offengelegt werden. Nach Beat Zemp, dem Präsidenten des Lehrerdachverbandes, liegt die Hauptschuld für den Lehrermangel bei den nicht mehr zeitgemässen Löhnen. Das mag zu einem guten Teil stimmen. Aber es gibt noch ganz andere, weit wichtigere Gründe, warum der Lehrerberuf zunehmend an Attraktivität verliert. Gründe, die nicht so sehr mit dem Lohn, als vielmehr mit den Arbeitsbedingungen zu tun haben.

Der Lehrerberuf ist im Begriff, massiv abgewertet zu werden. Bis anhin organisierten und erteilten die Lehrkräfte den Unterricht und genossen dabei, im Rahmen des Lehrplans, Methodenfreiheit. Sie leiteten die Geschicke ihrer Klassen und wurden von administrativem Krimskrams weitgehend verschont, so dass sie sich ihrer Hauptaufgabe, dem Unterrichten, widmen konnten. Zudem waren sie gleichberechtigte Mitglieder in einem Schulhausteam, in dem es keinen behördlich verordneten Schulleiter gab. Im Hinblick auf die Arbeitszeit brachte man ihnen grosses Vertrauen entgegen, was viele Lehrkräfte zum Anlass nahmen, zugunsten schulischer Aktivitäten auch Freizeit zu opfern.

Heute haben die Lehrkräfte nach dem Lehrplan 21 zu unterrichten, ohne den sie keinen Schritt mehr machen dürfen. Die einst hochgehaltene Methodenfreiheit ist nur noch Theorie. Der Frontalunterricht, der nachgewiesenermassen die besten Lernergebnisse brachte, ist verpönt. An seine Stelle tritt «selbstorganisiertes Lernen», bei dem die Schüler ihren Lernprozess selber steuern sollen und die Lehrperson nur noch als Coach an der Seitenlinie den Lernprozess begleitet. Dazu gesellt sich eine gewaltige Bildungsbürokratie: Die Lehrkräfte werden mehr denn je kontrolliert und evaluiert, mit Lernberichten, Beobachtungsbögen, Protokollen und Koordinationssitzungen belastet, so dass sie kaum mehr zum Unterrichten kommen, geschweige denn Zeit für den menschlichen Kontakt mit den Schülern finden. Trotz ihrer mehrjährigen Hochschulausbildung traut man ihnen nicht mehr zu, den Unterricht selbstständig zu organisieren. Es braucht dazu noch Lernberater, Schulentwickler, Evaluatoren, Supervisoren und Instruktoren, die zu kontrollieren haben, ob die einzelnen Lehrer in ihr Raster passen.

Zu all dem beklagen sich Lehrkräfte zunehmend über mangelnde Wertschätzung ihrer Arbeit durch die Schulbehörden und die Politik. Massive Budgetkürzungen zu Lasten der Bildung in vielen Kantonen, überfüllte Klassen und ständig neue administrative Aufgaben tragen dazu bei, dass bei den Lehrern das Gefühl fehlender Anerkennung für ihren anstrengenden Beruf entsteht. Kann es da noch verwundern, dass unter solchen Bedingungen immer mehr Lehrkräfte die Freude am Beruf verlieren?

<https://www.tagblatt.ch/leben/kolumnen/lasst-sie-endlich-wieder-unterrachten-ld.1069639>

Tagblatt, 30.10.2018

Rechtschreibestreit: Frühe Fehler, späte Einsicht

Eine Kontroverse um eine Lerntechnik wird jetzt ein Fall für eidgenössische Bildungspolitiker.

Yannick Nock.

Mit Nidwalden verbannt der erste Kanton das «Schreiben nach Gehör» ab der 2. Klasse aus den Schulzimmern. Vieles spricht dafür, dass weitere folgen. Die Einsicht kommt spät, aber sie ist richtig. In doppelter Hinsicht.

Erstens führt «Schreiben nach Gehör» zu Problemen. Die Methode lässt Schulkinder Wörter so schreiben, wie sie es aufgrund des Klanges für richtig halten. So wird aus «falsch», «valsch», aus «und» «ont» oder aus «Eule» «oile». Korrekturen sind nicht vorgesehen. Das nimmt Kindern zwar die Angst (oder «Anxt», wie sie selber schreiben) vor Fehlern. Doch wer die Methode lange praktiziert, bringt die falsche Schreibweise oft nicht mehr aus dem Kopf. Mit Langzeitfolgen, die manchmal bis ins Studium reichen.

Zweitens berücksichtigt der Zeitpunkt des Verbots die Vorteile der Methode. In der 1. Klasse kann gemäss Lehrern ein Mix die Kreativität beflügeln. Spätestens ab der 2. Klasse sind Korrekturen aber nötig. Nicht nur wegen der Langzeitfolgen. Manchen Schülern hilft die richtige Schreibweise dabei, ihre Lese- und Schreibkünste zu verbessern. Das belegen internationale Studien. Nur wer Fehler macht, macht auch Fortschritte.

Wohin Schule ohne Orthografie führen kann, sieht man derzeit in Deutschland: «Eigentlich müssten sich die Verfechter dieser unseligen Methode bei einer ganzen Schülergeneration entschuldigen», klagte zuletzt eine Lehrervertreterin. Mit dem Entscheid aus Nidwalden ist ein erster Schritt gemacht, damit der Schweizer Schülergeneration dieses Schicksal erspart bleibt.

<https://www.tagblatt.ch/meinung/kommentare/fruhe-fehler-spate-einsicht-ld.1065915>

Kurz darauf die Nebelpetarden von der PH...

Tagblatt, 5.11.2018

Gut gehört, ist halb geschrieben: An einer Lernmethode scheiden sich die Geister

Wie lernen Schüler schreiben? Darüber wird gestritten. Der Kanton Nidwalden verbant die Methode «Schreiben nach Gehör» gar aus dem Lehrplan. In den Kantonen St.Gallen und Thurgau ist eine solche Massnahme kein Thema. Denn jedes Kind schreibe zunächst nach Gehör, sagt ein Sprachdozent der Pädagogischen Hochschule St.Gallen (PHSG).

[Weiterlesen](#)

Tagblatt, 14.11.2018

Für einen strukturierten Unterricht

Zu: [Schreiben nach Gehör: Rechtschreibbestreit erreicht Bern](#), Ausgabe vom 31. Oktober.

René Walcher, Wil

Die Diskussion um die Leselernmethode Lesen-durch-Schreiben ist zu begrüßen. Allerdings geht es dabei nicht nur um den Umgang mit Rechtschreibbefehlern, sondern letztlich um die Frage, welche Art von Unterricht zu guten Resultaten führt.

Fibel-Lehrwerke lassen sich dadurch charakterisieren, dass die Lehrperson den Unterricht schwerpunktmässig als Regisseur gestaltet, für eine klare Unterrichtsstruktur sorgt, vom Einfachen zum Komplexen voranschreitet und Fehler von Anfang an korrigiert. Lesen-durch-Schreiben und Rechtschreibwerkstatt betonen das eigenständige, selbststrukturierende Lernen der Kinder. Der individuelle Lernweg hat Priorität, Fehler werden kaum korrigiert und die Lehrperson wirkt als Coach.

Zum Resultat schreiben die Forscher: «In jeder Klassenstufe waren die Rechtschreibleistungen der systematisch angeleiteten Kinder besser als die der anderen beiden Didaktikgruppen, und zwar durchgängig mit bedeutsamen praxisrelevanten Unterschieden. Zudem waren die Leistungsdifferenzen innerhalb der Fibel-Gruppe deutlich kleiner. Die ganz überwiegende Mehrzahl dieser Kinder konnte demnach von dieser Lehrmethode profitieren. Dieser Befund zeigt sich auch für Kinder mit nichtdeutscher Familiensprache.»

Spätestens seit dem Erscheinen von John Hatties Buch «Lernen sichtbar machen» im Jahr 2013 wissen evidenzbasiert denkende Pädagogen, dass ein strukturierter, von der Lehrperson als Leader geführter Unterricht, der sich in der Regel an die ganze Klasse richtet, offenen Lernformen, die jedem Kind mit individualisierenden Arbeitsmaterialien optimales Lernen ermöglichen wollen, überlegen ist.

Das sollten vor allem die Verantwortlichen an den Pädagogischen Hochschulen zur Kenntnis nehmen. Leider ist das Gegenteil der Fall: Individualisierende und das eigenständige Lernen der Kinder betonende Lernformen sind dort hoch im Kurs.

<https://www.tagblatt.ch/meinung/leserbriefe/fuer-einen-strukturierten-unterricht-ld.1069862>

Wiler Nachrichten, 8. November 2018

Starke Volksschule St.Gallen

Guter Unterricht braucht Lehrer, die anleiten

Im gut gefüllten Fürstensaal im Hof zu Wil referierte der langjährige Wiler Kleinklassenlehrer und Heilpädagoge René Walcher auf Einladung des Vereins Starke Volksschule St.Gallen über Theorie und Praxis eines guten Unterrichts.

Wil Welche Unterrichtsmethoden wirkungsvoll sind, welche Faktoren zu einem guten Lernerfolg führen, legte er anhand neuester wissenschaftlicher Forschung und aufgrund jahrzehntelan-

ger eigener Unterrichtspraxis dar: Kinder brauchen gut ausgebildete Lehrer, die den Unterrichtsstoff logisch aufgebaut und verständlich vermitteln, Fehler korrigieren, Mut machen, beim Üben zur Seite stehen. Und es lernt sich effizienter in halbwegs homogenen Gruppen, eigentlich eine Selbstverständlichkeit für jeden, der ein Instrument, eine Sprache oder eine Sportart lernen möchte. Leider werden diese auch für den Nicht-Lehrer einleuchtenden Grundsätze von heutigen Schulreformern zu Unrecht als nicht mehr zeitgemäss hingestellt und durch sogenannt selbst entdeckendes individualisiertes Lernen ersetzt. Eine möglichst grosse Heterogenität der Lerngruppen wird angestrebt, z.B. über die Inklusion. In der lebhaften Diskussion äusserten sich viele anwesende Lehrer kritisch zu diesen gegenwärtig propagierten Methoden, die viele Kinder im Stich lassen und ihren Misserfolg in der Schule verursachen. Mit viel Engagement wird von den Lehrern versucht, bewährte Unterrichtsmethoden zum Wohle der Kinder weiterhin anzuwenden und ihrer pädagogischen Aufgabe als Lehrer gerecht zu werden. Gisela Liebe/nib

<http://wn.zehnder.ch/eweb/wn/2018/11/08/wn/19/396515/>

Tagblatt, 14.11.2018

Kinder sind nicht dumm

Zu [Rechtschreibstreit erreicht Bern](#), Ausgabe vom 31. Oktober.

Michael Fitzli, Staad

Die Klagen der Eltern und Lehrbetriebe werden lauter. Mit dem Lehrplan Volksschule beziehungsweise 21 haben sich einige Ideologien in den Klassenzimmern eingeschlichen. Kinderärzte haben schon lange darauf hingewiesen, dass Kinder nicht fähig sind, selbst organisiert zu lernen. Kinder brauchen Anleitung, Führung und Begeisterungsfähigkeit der Lehrerinnen und Lehrer. Genau diese Rolle des Lehrers wurde im Lehrplan 21 geschwächt. Kinder sind nicht dumm.

Im Gegenteil, sie können sehr gut auf Fehler und Anleitung reagieren. Sorgfalt, Genauigkeit, respektvoller Umgang usw. – wesentliche Haltungen für das spätere Berufsleben – können nur in der Klassengemeinschaft unter geduldiger, aber bestimmter Anleitung des Lehrers erworben werden. Die praktische und vertiefte Förderung der deutschen Sprache wird ohne Anleitung mehr und mehr vernachlässigt. Der auf dem selbst organisierten Lernen aufgebaute Lehrplan 21 ist eine «hochstaplerische Leerlaufreform» mit hochgestochenen, teils ideologisierten «Kompetenzen» und das mit gravierenden Folgen: Erhebliche Mehrkosten und weiterer Zerfall bei solidem Wissen und Können bei den Kernfähigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler: Sprechen, Lesen und Schreiben.

Im Sinne der Bildungsbürokraten soll der Lehrer nur noch Coach sein, ein Begleiter von Lernprozessen und Gestalter der Lernumgebung. Wann kommt wieder Vernunft in das Klassenzimmer und es wird mit den Kindern richtig und belastbar die Grundfertigkeiten gelehrt?

Der Lehrplan 21 beziehungsweise Lehrplan Volksschule ist ein Betrug an unseren Kindern. Schön, dass das «Tagblatt» wenigstens die obigen Tatsachen ans Tageslicht holte. Für uns HarmoS- und Lehrplan-Volksschule- beziehungsweise Lehrplan-21-Gegner eine Genugtuung, dass wir nicht falsch lagen. Nur hilft diese Feststellung den Kindern und Eltern in keiner Weise.

<https://www.tagblatt.ch/meinung/leserbriefe/kinder-sind-nicht-dumm-ld.1069864>

Was nicht im Stundenplan steht

Von Carl Bossard,

Ein Bundesgerichtsentscheid hat Folgen. Da und dort werden Schulreisen gestrichen. Das ist mehr als nur der Wegfall eines Ausflugs; ein Stück Schulkultur bricht weg. Eine Erinnerung.

Für obligatorische Anlässe wie Schulreisen und Skitage, Schullager und Exkursionen dürfen in Zukunft nicht mehr die Eltern aufkommen. Finanzverantwortlich zeichnet die Schule; von den Eltern kann sie nur noch die Essenskosten verlangen. Mehr nicht. So hat das Bundesgericht im Dezember 2017 entschieden. Als Folge streichen einzelne Gemeinden solche speziellen Intermezzi. Das Geld fehlt. „Eine Bankrotterklärung für die Schweiz“ sei das, erklärte der oberste Schweizer Lehrer, Beat W. Zemp.

Bildung: Vorgang aus vielen Quellen

Spiel und Sport, Theater und Konzerte, Ausflüge und Lagertage gehören zu jenem Bereich, der nicht im Stundenplan steht und nicht im Fächerkanon figuriert. Doch er hat seinen unverzichtbaren Wert. Die Pädagogik umschreibt diesen Bereich mit den Begriffen „Schulleben und Schulkultur“. Sie prägen die Atmosphäre einer Schule nachhaltig.

Die Schulkultur schafft Zwischenzeiten – und damit pädagogisch wichtige Momente. Projekte, Lagerwochen und Exkursionen führen über das Korsett des Stundenplans hinaus und kreieren komplementäre Arbeits- und Lernformen. So entstehen zusätzliche Zeiträume und neue Lernchancen. Bildung wird zum Vorgang aus vielen Quellen. Eine davon sind Schulreisen. Mich persönlich haben sie geprägt. Und viele andere auch.

Schule als Türöffner zu Natur und Kultur

Unser Fünft- und Sechstklasslehrer kannte vermutlich nur zwei Ziele für Schulreisen. Beide führten ins Urnerland, die eine aufs Rütli, die andere ins kahle Urserental. Keine spektakulären Ausflüge, keine Actions, keine Events. Einfach eine kleine Reise – aber mit grosser Wirkkraft. Noch heute schaue ich hinauf zum trutzigen Turm der Herren von Hospental, wenn ich mit der Matterhorn-Gotthard-Bahn am Dorf vorbeifahre.

Lange und langsam waren wir unterwegs auf der Wanderung von Hospental nach Andermatt. Zuerst verweilten wir beim Turm, diesem imposanten Zeugen aus alter Zeit. Dann tauchten wir in den dunklen Schutzwald ein. Unser Lehrer zeigte uns, wie wichtig und bedeutsam dieser Bannwald für das Dorf war und gehütet wurde wie ein Schatz. Die Natur als Teil der Kultur.

Prägender Wert einer bescheidenen Reise

Ich erlebte den strengen, starken Mann, wie er sich liebevoll den Details zuwandte, spürte seine elegisch-lyrische Ader. Unser Lehrer – Schriftsteller, Schauspieler und Regisseur in Personalunion! Wir, eine wilde Bande von über 50 Knaben, waren gefangen vom Augenblick und aufmerksam, achtsam. Darum war es einprägsam und wirksam, was er uns erzählte. Noch immer weiss ich, wie er uns die barocke Kapelle St. Karl (Borromäus) von Hospental erklärte und die Kircheninschrift deutete. Sie wurde zur Allegorie meines Lebens und blieb unauslöschlich im Gedächtnis.

*Hier trennt der Weg, o Freund, wo gehst du hin?
Willst du zum ew'gen Rom hinunterziehn?
Hinab zum heil'gen Köln, zum deutschen Rhein.
Nach Westen weit ins Frankenland hinein?*

Mit grosser Leidenschaft eine kleine Welt erklärt

Auf dieser Schulreise zählte nicht das Besondere; bedeutungsvoll war das Naheliegende. Unser Sechstklasslehrer hatte ein Auge für das Bedeutsame im Kleinen, ein Gespür für das Wichtige im engen Lebensraum zwischen Andermatt und Realp. Ein Lehrer mit einem achtsamen Auge für das Grosse im Kleinen, leidenschaftlich verliebt in die Geheimnisse dieser Landschaft, vertraut mit den unscheinbaren Phänomenen dieses rauen Gebirgstals. Was er uns über sein Heimattal Urseren erzählte, berührte unsere Sinne, gab Sinn und Bewusstsein und wurde wirksam. Noch heute bin ich ihm dafür dankbar.

Nicht das ohnehin Sichtbare wollte er wiedergeben, sondern Unscheinbares sichtbar machen – formuliert auf Augenhöhe von uns Schülern, skizziert als einprägsames Erlebnis. Was prägen und bleiben soll, muss zum Erlebnis werden. Dazu ist Entdecken nötig und Verweilen. Schulreisen waren für unsern Lehrer solche Gelegenheiten.

Wie wird aus Informationen Bildung?

Diese Exkursionen sind heute anspruchsvoller geworden. Das sei zugegeben. Die Zeiten haben sich geändert. Geblieben aber ist die grundlegende pädagogische Kernfrage: Wie wird der tägliche Schulweg zum persönlichen Bildungsweg, wie der tägliche Schulstoff zur Bildung? Niemand weiss es letztlich ganz genau, weil Bildung nicht quantifizierbar ist. Doch eines zeigt sich deutlich: Bildung ist in weiten Teilen ein gemeinsamer Weg; vieles prägt und wirkt. Und Bildung ist an Menschen gebunden. Sie ereignet sich, wie Pestalozzi sagte, von Angesicht zu Angesicht. Bildung als kreatives Tun zwischen Menschen, zwischen Lehrpersonen und Jugendlichen.

Einen solchen Primarlehrer hatten wir. Zu Phänomenen hat er uns geführt – mit seiner Leidenschaft für die Welt. Auch auf der kleinen Schulreise. Nichts Spektakuläres, doch für den persönlichen Lernprozess etwas Singuläres und Wirksames. Der Lehrer hat uns hellhörig gemacht für das Grosse im begrenzten Mikrokosmos des Urserentals. Er half uns, eine kleine Welt zu erschliessen und zu verstehen. Exemplarisches Lernen.

Vom Wert der Schulreisen

Nicht alles, was sich empirisch messen lässt, ist bedeutsam, und nicht alles, was für wichtig erachtet wird, ist relevant. (1) Das ist eine schlichte Tatsache. Auch der Wert der Schulreisen lässt sich kaum quantifizieren. Doch eines wissen wir: Unzählige Schülerinnen und Schüler erinnern sich daran. Ein Leben lang. Ungewohntes und Aussergewöhnliches bleiben im persönlichen Langzeitgedächtnis haften. Gleichzeitig verleihen sie dem Schuljahr die charakteristischen Farbtöne. Ein Farbtupfer mit besonderem Glanz ist und bleibt die Schulreise.

(1) Vgl. *Julian Nida-Rümelin, Klaus Zierer: Bildung in Deutschland vor neuen Herausforderungen. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2017, S. 9.*

<https://www.journal21.ch/was-nicht-im-stundenplan-steht>

NZZ, 6.11.2018

Der Geschichtsunterricht hat einen schweren Stand – wie sich das auf die Deutschkenntnisse der Kinder auswirkt

Für gezielte Wortschatzerweiterung in der Erstsprache erweist sich der Unterricht in Mensch und Umwelt als Königsweg für aufbauendes Lernen. Doch Geschichte hat einen schweren Stand in der Schule.

Hanspeter Amstutz

Der Geschichtsunterricht in der Volksschule hat einen schweren Stand. Bei den grossen Evaluationen wie Pisa ist Geschichte inexistent, und im Urteil vieler Schüler gilt das Fach als verstaubt. Im Kanton Zürich wird gerade noch eine Wochenstunde für Geschichte gewährt. Das ist höchst bedauerlich, denn ein lebendiger Geschichtsunterricht schafft wie Biologie, Geografie und Technik eine Grundlage für das Verstehen wesentlicher Zusammenhänge. Die Fächergruppe Mensch und Umwelt zählt zum Kernbereich der Bildung und ist von zentraler Bedeutung für die Förderung der schulischen Erstsprache.



Der Platz für die Realienfächer ist knapper geworden, seit neue Fächer wie die frühen Fremdsprachen oder die Informatik den Vorrang bekommen haben. Schulkinder im Französischunterricht. (Bild: Gaetan Bally / Keystone)

Enger Stundenplan

Doch der Platz für die Realienfächer ist knapper geworden, seit neue Fächer wie die frühen Fremdsprachen oder die Informatik den Vorrang bekommen haben. Zudem werden die Realienfächer häufig dafür zweckentfremdet, Aufträge aus andern Bereichen aufzunehmen. Doch dieser

Verdrängungsprozess hat seinen Preis: Man untergräbt das Fundament des sachbezogenen Deutschunterrichts.

Für gezielte Wortschatzerweiterung und allgemeines Sprachbad erweist sich der Unterricht in Mensch und Umwelt als eigentlicher Königsweg für aufbauendes Lernen. Beim Bau eines Elektromotors erleben Jugendliche, wie elektromagnetische Kräfte wirken und welchen Bauteilen wichtige Funktionen zukommen. Solche Einsichten mit den treffenden Ausdrücken festzuhalten, ist fruchtbarer Spracherwerb. Die Kompetenz, Erlebtes zu verstehen und zu verarbeiten, bildet auch einen wichtigen Zugang zu Geschichte und Geografie.

Man untergräbt das Fundament des sachbezogenen Deutschunterrichts.

Wie viele sprachfördernde Impulse gehen von einer spannenden Erzählung einer Lehrerin aus, wenn schicksalhaftes Geschehen im Zentrum steht! Das Eintauchen in die Dramatik epochaler Ereignisse oder das Kennenlernen anderer Kulturen bieten eine Fülle an horizonterweiternden Inhalten. Werden diese schülergerecht vermittelt, kommt die Sprache unmittelbar zum Zug. Nicht die Menge des behandelten Schulstoffs ist dabei entscheidend, sondern die gründliche Auseinandersetzung mit dem Thema.

Guter Realienunterricht holt ein Stück Welt ins Schulzimmer. Wer sich in relevanten Themen präzise in der deutschen Sprache ausdrücken kann, erschafft sich ein Weltbild, das eine gute Orientierung ermöglicht und zur eigenen Urteilsfähigkeit beiträgt. Damit wird auch die Grundlage für eine bessere Medienbildung geschaffen.

Das tägliche Sprachbad

Das tägliche Sprachbad im Realienunterricht stellt hohe Anforderungen an die fachliche und sprachliche Kompetenz der Lehrkräfte. Doch die Aufgabe wird unterschätzt. Zwar wurde im Bereich Natur und Technik in jüngster Zeit einiges investiert, doch sonst ist die Realien-Fachdidaktik an den Pädagogischen Hochschulen eher im Hintertreffen. Es würde sich lohnen, in der Lehrerbildung mehr Zeit für Themen einzusetzen, die im Realienunterricht der gewählten Stufe wirklich relevant sind. Warum soll nicht die Kubakrise als Höhepunkt des Kalten Krieges im Geschichtsunterricht inhaltlich aufbereitet und didaktisch in eine Lektionsreihe umgesetzt werden?

Praxisnahe Geschichtsdidaktik trägt auch viel zur Bildung der Lehrerpersönlichkeit bei. Dabei stehen sowohl die Förderung der Erzählkunst wie die Fähigkeit zur kritischen Analyse im Vordergrund. Im Fokus bleibt aber stets der junge Mensch, den man für ein Fach begeistern und für die Freude am sprachlichen Ausdruck gewinnen möchte.

Es erstaunt nicht, dass vermehrt die Frage nach dem Wesentlichen in der Pädagogik gestellt wird. Der neue Lehrplan gibt dazu keine überzeugende Antwort. Zu vieles wird als Bildungsziel postuliert, mit dem Resultat, dass manches nur angetippt werden kann. Deutsch lernen erfordert viele Trainingsstunden, Zeit für Lektüre und immer wieder das Eintauchen in die Welt der beliebten Realienfächer. Die Förderung der Erstsprache beansprucht viel Zeit. Der Ausbau des Unterrichts in Mensch und Umwelt ist deshalb ein wichtiger Schritt zu einem besseren Deutschunterricht.

Hanspeter Amstutz ist ehemaliger Sekundarlehrer, Kantonsrat und Bildungsrat; von 2007 bis 2011 war er Kursleiter in der Lehrerfortbildung (ZAL).

<https://www.nzz.ch/meinung/deutsch-lernen-im-geschichtsunterricht-ld.1431165>

Tages-Anzeiger 8.11.2018, Mamablog

Erinnern Sie sich an Ihre Erstklasslehrerin?

Von Karin Hofmann



Jedem Erstklässler seine Frau Stähli: Eine gute Beziehung zur Lehrperson ist leider nicht selbstverständlich. (Foto: iStock)

Meine erste Lehrerin hiess Fräulein Stähli. Sie war gross und schlank, und wie alle Lehrpersonen und Schülerinnen in den Siebzigerjahren trug sie gestreifte Pullis. Auf dem Klassenbild aus dem Jahre 1977 ist es ein blau-weiss gestreifter, um genau zu sein. Wenn man es nicht besser wüsste, könnte man beim Betrachten von Klassenfotos aus dieser Zeit meinen, gestreifte Pullis hätten damals zur Schuluniform gehört.

Fräulein Stähli lehrte uns Lesen und Schreiben. Ich erinnere mich daran, wie sie uns das ch lehrte: Auf einem Bild an der Wandtafel sass ein König auf einem Stuhl, hinter dem ein grosser Stein lag. Der König war aus irgendeinem Grunde sehr traurig, aber das spielte eigentlich keine Rolle. Wir Erstklässler sollten vor allem erkennen, welche Buchstaben sich im Bild versteckten. Das c war der Stein, das h der Stuhl, doch keines von uns gescheiten Kindern fand die Lösung.

Von meinem ersten Schuljahr in Paul Klees einstigem Geburtshaus in Münchenbuchsee sind mir neben dem traurigen König nur noch einige Erinnerungsfetzen geblieben: dass ich die Stein-treppe hinuntersprang und mir dabei den Fuss verknackste; dass ich beim Malen eines Regenbogens das – aus meiner Sicht – hässlichste Bild produzierte und mich sehr dafür schämte und dass ich eine Geschichte über Schnecken schrieb, die «Schnuckli und Schnackli» oder so ähnlich hiess und die Fräulein Stähli und ihrem Ehemann so gefiel, dass sie monatelang davon schwärmten.

Irgendwann verlor ich den Kontakt zu Fräulein Stähli, doch ich vergass sie nie. In meinem Gedächtnis blieb sie immer «meine gute Erstklasslehrerin».

Das Wiedersehen nach vier Jahrzehnten

Als ich genau vierzig Jahre nach meinem Schuleintritt mein erstes veröffentlichtes Buch in den Händen hielt, kam mir plötzlich Fräulein Stähli in den Sinn. Schliesslich war sie es gewesen, die mir Lesen und Schreiben beigebracht hatte! Spontan lud ich sie zur Buchvernissage ein, nachdem ich ihre Adresse im Internet ausfindig gemacht hatte. Ich war nicht sicher, ob sie sich an mich erinnerte bei den Mengen an Kindern, die sie in den letzten Jahrzehnten unterrichtet hatte. Und wenn sie sich erinnerte, würde sie meiner Einladung folgen?

Als sie am Abend der Vernissage zusammen mit ihrem Mann den Raum betrat, erfasste mich augenblicklich ein Gefühl der Wärme. Wir begrüsst uns wie alte Freundinnen. In der Hand hielt sie die Geschichte über die Schnecken, die ich 1977 geschrieben hatte. Ich war gerührt, und schlagartig wurde mir bewusst, was Fräulein Stähli zu einer guten, nein, zu einer hervorragenden Lehrerin machte und weshalb diese Begegnung nach so vielen Jahren solche Glücksgefühle in

mir auslöste: Es war die Gewissheit, dass sie mich, die anderen Kinder und ihre Arbeit aufrichtig geliebt hatte.

Das Geheimnis hervorragender Lehrpersonen

Im Nachhinein fragte ich mich, ob ein bisschen Liebe zu den Goofen und zum Job reicht, um eine gute Lehrperson zu sein. Nein, natürlich nicht. Es braucht bedeutend mehr, um den Lehrerberuf kompetent ausüben zu können. Aber die Liebe zu den Kindern und zur Arbeit ist die Grundlage, die eine hervorragende Lehrperson vom Rest der Masse abhebt. Ohne diese Basis kann das Leben der Kinder und auch der Eltern enorm schwierig werden.

Ich wünsche mir deshalb, dass alle Erstklässler und Erstklässlerinnen eine Frau oder einen Herrn Stähli haben, an die oder an den sie sich für den Rest ihres Lebens mit dem gleichen Glücksgefühl zurückerinnern werden, das ich all die Jahre über beim Gedanken an Fräulein Stähli empfand. Zu gönnen wäre es allen.

Karin Hofmann studierte Sozialarbeit und arbeitete jahrelang in Kriegs- und Krisengebieten der Welt. 2018 erschien ihr Buch «In jeder Hölle ein Stück Himmel». Heute arbeitet und lebt sie mit ihrer Tochter in Bern und geniesst den Frieden.

<https://blog.tagesanzeiger.ch/mamablog/index.php/79966/erinnern-sie-sich-an-ihre-erstklasslehrerin/>

Zeit-Fragen 6.11.2018

Ein Etappensieg der pädagogischen Vernunft

Studie der Universität Bonn zeigt den Erfolg einer strukturierten Rechtschreibdidaktik

von Gisela Liebe

Eine ganze Generation im deutschsprachigen Raum beherrscht die Rechtschreibung mittlerweile nicht mehr ausreichend. Selbst Studenten an den Pädagogischen Hochschulen müssen Kurse zur Nachschulung belegen. Seit Jahrzehnten wird dieser Missstand von Lehrbetrieben und Universitäten beklagt, aber nicht viel dagegen unternommen. Die Hauptursache für den dramatischen Niedergang in den letzten 30 Jahren ist bekannt: die Methode «Lesen durch Schreiben» oder auch «Schreiben nach Gehör» genannt, die auf den Schweizer Jürgen Reichen zurückgeht und seit den 80er Jahren Einzug gehalten hat an den Schulen in Deutschland und der Schweiz. Dabei sollen die Kinder bereits in der ersten Klasse mithilfe einer Anlauttabelle schnell viel und frei schreiben. Schreibfehler werden über lange Zeit nicht korrigiert, mit der Begründung, dadurch würden die Kinder demotiviert und ihre Kreativität behindert. Die Methode wurde von Anfang an von vielen Fachleuten kritisiert, trotzdem aber weiter in der Lehrerausbildung propagiert.

Nun liegt eine wissenschaftlich fundierte gross angelegte Studie vor, die Konsequenzen haben muss. Ihre Ergebnisse wurden erstmals im September 2018 mündlich vorgestellt und haben ein breites Medienecho gefunden.

Von einem Forscherteam unter der Leitung von Prof. Dr. Una Röhr-Sendlmeier von der Abteilung Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie der Universität Bonn wurden von 2013 bis 2017 die Rechtschreibleistungen von über 3000 Kindern im Primarschulalter systematisch untersucht, sowohl in einer Längsschnittstudie als auch zusätzlich in einer Querschnittuntersuchung. Dabei wurden drei unterschiedliche Didaktik-Methoden miteinander verglichen. Die beteiligten Schulen wurden nach dem Zufallsprinzip ausgewählt.

Bei der Lehrmethode «Lesen durch Schreiben» sollten die Kinder möglichst viel frei schreiben, der individuelle Lernweg des Kindes hatte Priorität vor dem Klassenunterricht. Schreibfehler wurden lange nicht korrigiert. Das Lesen sollte über das Schreiben mitgelernt werden.

Als zweite Lehrmethode wurde die «Schreibwerkstatt» (nach Norbert Sommer-Stumpfenhorst) angewendet. Auch hier erlebten die Schüler keine feste Abfolge von einzelnen Lernschritten, sondern sollten die zur Verfügung gestellten Materialien selbstständig und in individueller Reihenfolge und Geschwindigkeit bearbeiten.

Mit dem «systematischen Fibelansatz» wurden schrittweise einzelne Buchstaben und Wörter eingeführt. In Fibel-Lehrwerken wird die Rechtschreibung strukturiert vom Einfachen zum Komplexen vermittelt. Die Lehrkraft leitet die Schüler an und orientiert sich an Lehrbuch und Arbeitsheft. Fehler werden von Anfang an korrigiert.

Die Erstklässler aus insgesamt 18 Klassen wurden kurz nach ihrer Einschulung auf ihre phonologische Bewusstheit und Buchstabenkenntnis einzeln getestet. Ab dem Ende der 1. Klasse und nachher bis zum Ende des dritten Schuljahres wurden die Rechtschreibkenntnisse halbjährlich

weitere fünf Male erhoben mit der jeweils altersgemässen Version des standardisierten Diktats «Hamburger-Schreib-Probe». So wurde die Entwicklung der Rechtschreibfähigkeiten von 284 Kindern über einen Zeitraum von drei Jahren hinweg vollständig erfasst. Zusätzlich erfolgte zur Absicherung der Längsschnittstudie eine Querschnittstudie an weiteren 2800 Erst- bis Viertklässlern in 142 Klassen.

Ergänzend wurde zu einem bestimmten Zeitpunkt mit einem Fragebogen die intrinsische Schreib- und Lesemotivation der Kinder erhoben, im Anschluss an das Probediktat. Da die Methoden «Lesen durch Schreiben» und «Rechtschreibwerkstatt» sich selbst eine erhöhte Motivation der Kinder beim Lernen der Sprache zuschreiben, sollte dieser Faktor ebenfalls untersucht werden.

Vom Forscherteam wurde überprüft, ob die jeweils gewählte Didaktik von den Lehrern eingehalten wurde. Die Unterschiede in der Unterrichtspraxis der verschiedenen Lehrpersonen war nicht Untersuchungsgegenstand, da ausschliesslich die Auswirkung der konzeptionellen Unterrichtsgestaltung auf die Schülerleistungen untersucht werden sollte. Die Studie wurde ohne Drittmittel durchgeführt, um jegliche Verpflichtungen gegenüber Dritten auszuschliessen.

Mit der ersten Untersuchung des Vorwissens der Kinder kurz nach der Einschulung wurde gleichzeitig auch die Bildungsnähe des Elternhauses erfasst, denn bildungsnaher Eltern führen ihre Kinder in der Regel schon vor der Einschulung an Bildungsinhalte heran. Dieser Faktor wurde in der Längsschnittuntersuchung statistisch kontrolliert, denn er wirkt sich bis ins dritte Schuljahr in den Rechtschreibleistungen aus. Die «Lesen-durch-Schreiben»-Kinder waren den anderen Gruppen zufällig in ihren Vorkenntnissen kurz nach der Einschulung überlegen, ebenso von ihrem sozioökonomischen Status her.

Die Ergebnisse von Längs- und Querschnittstudie sind eindeutig: Der Fibelansatz ist den beiden anderen Methoden deutlich überlegen. In jeder Klassenstufe schnitten die systematisch angeleiteten Kinder besser ab als die der anderen Gruppen. Interessant ist auch, dass die Leistungsunterschiede innerhalb der Fibel-Gruppe deutlich kleiner waren als bei den anderen. Auch auf Kinder mit nicht deutscher Familiensprache traf dies zu. Besonders viele Kinder mit sehr schlechten Rechtschreibkenntnissen gab es in der Rechtschreibwerkstatt-Gruppe.

Die «Lesen-durch-Schreiben»-Kinder machten am Ende des 4. Schuljahres 55% mehr Fehler als die «Fibel»-Kinder. Noch schlechter schnitten die «Rechtschreib-Werkstatt»-Kinder ab: Sie machten sogar 105% mehr Fehler. Wenn man die leistungsmässige Verteilung der gesamten Stichprobe der Viertklässler mit insgesamt 947 Kindern betrachtet, schnitten 42,1% der Fibel-Kinder so gut ab, dass sie zu den 25% der Besten gehörten. Nur 10,3% von ihnen gehörten zu den 25% der Schwächsten, d.h. fast 90% der Fibel-Kinder beherrschen nach 4 Jahren einigermaßen die Rechtschreibung.

Die Lesen-durch-Schreiben-Kinder schnitten mit 26,1% im oberen Viertel ab und mit 20% in der Gruppe der Schlechtesten. 53,9% lagen in der Mitte, ähnlich wie bei den Fibel-Kindern mit 47,6%. Von den Kindern, die mit der Rechtschreib-Werkstatt-Methode gelernt hatten, gehörten 34,4% zur leistungsschwächsten Gruppe, während nur 17% bei den Leistungsstärksten landeten.

Interessant ist auch, dass die intrinsische Lesemotivation wie auch die intrinsische Schreibmotivation bei allen drei Gruppen gleich hoch waren. Das heisst, das oft gehörte Argument, die Kinder würden durch ein frühes Korrigieren von Rechtschreibfehlern demotiviert, wird mit den Ergebnissen der Studie eindeutig widerlegt.

Als Fazit der Studie wird die Verwendung eines strukturierten Ansatzes vom Einfachen zum Komplexen mit der unmittelbaren Korrektur von Fehlschreibungen empfohlen, so wie er in der Fibel-Didaktik angewendet wird.

Die vollständige Studie liegt derzeit noch nicht in schriftlicher Form vor.

An den Ergebnissen der wissenschaftlich fundierten Studie der Universität Bonn wird man in Zukunft nicht mehr vorbeikommen: Kinder lernen besser richtig schreiben, wenn sie Schritt für Schritt gemeinsam vom Lehrer angeleitet werden, systematisch aufgebautes Schulmaterial haben und ihre Fehler korrigiert werden, und sie haben Freude daran. Dies sind elementare pädagogische Erkenntnisse, die keineswegs neu sind und auch jedem Nicht-Lehrer einleuchten. Dass an den Pädagogischen Hochschulen bis heute die Methode Schreiben nach Gehör, wenn vielleicht auch nicht mehr in Reinkultur, den Studenten vermittelt wird, trotz besseren Wissens, ist wohl nur erklärbar mit sehr starken ideologischen, politischen oder finanziellen Interessen, die einer Umkehr zur Vernunft bisher im Wege stehen. Wie viele tausend «Schein-Legastheniker» sind wohl mit dieser falschen Didaktik produziert worden, die zum Teil ihr Leben lang unter ihrem Unvermögen leiden?

In den deutschen Bundesländern Hamburg und Baden-Württemberg ist die Methode Schreiben nach Gehör bereits untersagt, am Brandenburgs Schulen darf ab Sommer 2019 nur noch die Fibel-Methode angewendet werden. Auch in der Schweiz beginnen einzelne Kantone wie Nidwalden langsam abzugehen von der Reichen-Methode, wenn auch noch sehr zaghaft (erst ab der 2. Klasse sollen Fehler korrigiert werden).

Die Rechtschreib-Studie ist allerdings nur ein Etappensieg über viele untaugliche Schulreformen. Die Rechtschreibung ist nur eines von vielen Fächern, das zudem noch relativ einfach bei den Schülern zu beurteilen ist. Für die Mathematik-Didaktik wäre eine ähnliche Studie überfällig. Mit dem unstrukturierten «selbstorganisierten» Lernen können viele Kinder nicht rechnen lernen. Woher sollen dann die heissersehnten Informatiker kommen? •

<https://www.zeit-fragen.ch/de/ausgaben/2018/nr-25-6-november-2018/ein-etappensieg-der-paedagogischen-vernunft.html>

Schreiben nach Gehör: eine Analyse

Die Methode *Schreiben nach Gehör* steht momentan medial und politisch im Kreuzfeuer der Kritik. Dennoch hat sie weiterhin ihre Anhänger und wird oft mit folgenden Argumenten verteidigt:

1. Rechtschreibung beruht auf Konvention. Wer Wörter anders schreibt, verstösst nicht gegen die Sprache, sondern wählt eine eigene Schreibvariante, die nicht schlechter als die konventionelle sein muss. Solange verstanden wird, was gemeint ist, spielt die Orthografie keine Rolle.
2. Viel wichtiger als die Rechtschreibung ist die Kompetenz, Texte angemessen formulieren und eine Sache logisch gut darstellen zu können. Die Kreativität soll nicht durch Konzentration auf Fehlervermeidung gebremst und erstickt werden. Orthografie ist deshalb geringer zu gewichten als die inhaltlichen Aspekte.
3. Kinder übernehmen im Laufe der Zeit automatisch die korrekte Schreibweise der Wörter, wenn sie das frühe Stadium des Ausprobierens überwunden haben. Die fehlerhafte Schreibung gehört zur ersten Phase des Lernvorgangs.

Schreiben nach Gehör: Ist die Kritik berechtigt? Felix Schmutz, 8.11.

Ad 1: Rechtschreibung als Konvention

Es trifft zu, dass es sich bei der Rechtschreibung um eine Konvention handelt. Eine vom Staat beauftragte Instanz regelt die Schreibweise nach gewissen Prinzipien und normiert sie. Dies wird pädagogisch als autoritäre Einflussnahme auf die Kinderseele gedeutet. Dem Kind wird durch Rechtschreibung Zwang angetan. Eine Betrachtungsweise, die einen Rückgriff auf Rousseaus Gedanken darstellt, dass der zivilisatorische Zwang (hier die Regeln der Rechtschreibung) die ursprünglich freie Natur des Menschen (hier die Kreativität des Schreibens und ungezwungenen Kommunizierens) unterdrückt. «Schreiben nach Gehör» bedeutet, so gesehen, Emanzipation von den Zwängen der Zivilisation, «Rückkehr zur Natur».

Solche Konventionen und gesellschaftlichen Regelungen gibt es jedoch in vielen Lebensbereichen. Auch im Verkehr regeln Gesetz und Verordnungen, wie sich die Teilnehmer im Kreisverkehr, beim Parkieren, gegenüber Fussgängern, etc. verhalten sollen. Davon abweichen heisst, sich und andere u.U. grossen Gefahren aussetzen. Wer Konventionen generell verdächtigt, verkennet, dass diese dem gesellschaftlichen Bedürfnis entsprechen, das Zusammenleben zu erleichtern. Niemandem würde einfallen, Kinder dem Strassenverkehr zu überlassen, ohne ihnen die nötigen Verhaltensregeln einzuschärfen, in der Meinung, sie könnten sich dort kreativ behaupten.

Konventionen, Normierungen haben ihren Sinn darin, Klarheit und Sicherheit zu schaffen, für einen reibungslosen Betrieb zu sorgen. Das gilt auch für die Rechtschreibung: Das Lesen wird erleichtert, da der Wiedererkennungseffekt beim Anblick des Schriftbildes schneller erfolgt. Durch das Einhalten der orthografischen Normen wird die Konzentration schneller auf den Inhalt gelenkt. Gerade eine korrekte Schreibweise bewirkt das, was die Methode *Schreiben nach Gehör* anstrebt, nämlich sachzentriertes, kreatives Schreiben, das bei Lesenden keine Hürden

aufbaut, sondern die Kommunikation erleichtert. Umgekehrt wird aufgehalten, wer zuerst Varat als Fahrrad, schdull als Stuhl oder Tsöicknis als Zeugnis identifizieren muss.

Die Rechtschreiberegeln unterliegen trotz ihrer Schwierigkeiten für Lernende systematischen Prinzipien. Die Entsprechung Laut – Schriftzeichen folgt nicht reiner Willkür, sondern gewissen Gesetzmässigkeiten. Wer sich diese Kenntnisse nicht aneignet, leistet nicht Gesellschaftskritik, sondern verringert gerade seine Möglichkeit, Gesellschaftskritik zu üben, indem er sich eines Mittels dazu unnötigerweise beraubt und so von andern weniger gut verstanden wird. Mangelnde Rechtschreibkompetenzen werden als Defizite gewertet und können Chancen schmälern.

Konvention ist im Übrigen nicht nur die Rechtschreibung. Sprache ist generell eine konventionelle Zuordnung von Lautzeichen und Formen zu Bedeutungen in einer Sprachgemeinschaft. Die «babylonische Sprachverwirrung» entstand dadurch, dass jeder Mensch plötzlich ein eigenes Zeichensystem verwendete, das von keinem andern verstanden wurde. Kreativität und Kommunikation benötigen das allgemein zugängliche Medium der Sprachgemeinschaft, um wirksam zu werden, und nicht dessen Verweigerung.

Ad 2: Rechtschreibung ist weniger wichtig

Das Argument nimmt eine Bewertung vor, die zunächst plausibel klingt: Natürlich scheinen Kreativität und Formulierungskompetenz auf den ersten Blick höher gewichtet werden zu müssen als die Rechtschreibung. Zudem muss ein erheblicher Aufwand geleistet werden, um die Tücken der Orthografie zu meistern, Zeit, die für Inhaltliches und Kreatives besser verwendet werden könnte.

Allerdings ist der Vergleich nicht statthaft, denn es handelt sich um zwei Grössen, die einander nicht so gegenübergestellt werden können wie das Muster: «Die Kuh ist schwerer als die Katze». Die Form, zu der auch die Orthografie zählt, kann vom Inhalt nicht losgelöst werden. Inhalt und Form bilden eine Einheit, was bei Werken der bildenden Kunst sofort einleuchten dürfte. Farbgebung, Bildaufbau, Perspektive, Proportionen eines Gemäldes sind die formalen Mittel, denen das Werk seinen Inhalt, seinen Sinn verdankt. Auch bei einem Text vermitteln die sprachlichen Mittel Inhalt und Sinn.

Das Tertium Comparationis zwischen Inhalt und Form kann nicht der *bedeutungsmässige Prozentwert* für die Kommunikation sein, wie mit dem Ausdruck «höher gewichten» angedeutet wird. Der Unterschied zwischen Rechtschreibung und Kreativität, bzw. Kommunikation, besteht in der *Funktion*, welche die beiden Faktoren ausüben. Verglichen werden nicht zwei unabhängige Grössen, vielmehr wird die formale Gestalt dem Inhalt ein- und derselben Sache, nämlich einer in Sprache gefassten Botschaft, gegenübergestellt. Eine Gewichtung ist freilich möglich innerhalb des Spektrums der formalen Mittel: Wortwahl, Stil, Grammatik, Orthografie.

Die Trennung von Form und Inhalt ist lediglich ein Hilfskonstrukt. Tatsächlich sind Form und Inhalt immer aufeinander bezogen, bedingen einander. Rechtschreibung ist neben Aufbau und Formulierung ein Mittel, das den Informationsgehalt transportiert, so wie das Blut den Sauerstoff an die Organe leitet. Das Blut ist nicht weniger wichtig als der Sauerstoff, es hat lediglich eine andere Funktion. Ohne Blut würde kein Sauerstoff transportiert, ohne strukturiert eingesetzte Laut- und Schriftzeichen keine Kommunikation ermöglicht. Wer das Transportmittel unterschätzt

und vernachlässigt, muss Einbussen beim beförderten Gut in Kauf nehmen, also Abstriche beim Inhalt im Falle von Mängeln in Rechtschreibung, Grammatik und Stil.

Das Paradoxe liegt darin, dass gerade derjenige, dem an Inhalt und Kreativität liegt, auch der Form und der Schreibung seine Aufmerksamkeit schenken muss. Wer glaubt, junge Lernende mit dem Verzicht auf formales Training besonders gut zu fördern, erweist ihnen in Wirklichkeit einen Bärendienst, denn sie werden an der optimalen Entfaltung ihrer Kreativität und Kommunikationskompetenz gehindert, wenn ihnen die geeignete Form dafür nicht zur Verfügung steht.

Selbstverständlich gibt es Schreibende, die gerade mit den formalen Strukturen bewusst kreativ umgehen, um eine bestimmte künstlerische Aussage zu erreichen. Allerdings kann dies nur würdigen, wer die Konventionen kennt und die Abweichungen davon bemerkt.

Ad 3: Das Fehlerstadium wird automatisch überwunden

Der Weg zur korrekten Schreibweise führt tatsächlich über Stadien, in denen Fehler gemacht werden. Dies ist jedoch eine generelle Tendenz menschlichen Lernens. Sie ist auch im Sport, beim Musizieren, etc. hinlänglich bekannt und offenbar akzeptiert. Kenntnisse und Fähigkeiten sind nicht auf Anhieb verfügbar, sondern bilden sich allmählich heraus. Insbesondere verlangen sprachliche Techniken eine komplexe Hirnleistung und benötigen viel Übung und Erfahrung.

Verfehlt ist jedoch, wenn das Stadium der Falschschreibungen als Zustand zivilisatorischer Befreiung von Zwängen und als Kreativitätsauslöser idealisiert wird. Vielmehr gilt es, dieses Stadium durch Training zu überwinden, genauso wie beim Skifahren nicht die Phase des Umkippens und Stürzens kultiviert wird, sondern lediglich als Übergang zum sicheren Fahren am Anfang in Kauf genommen werden muss. Das Ziel bleibt stets, aus den anfänglichen Fehlern zu lernen, um weiterzukommen.

Von selbst gehen die Fehler nämlich nicht weg. Wenn die korrigierende Rückmeldung ausbleibt, wirkt das wie ein Bestätigungssignal. Einen Grund, sich weiterzuentwickeln, gibt es nicht mehr. Die Überwindung von Fehlern in einer frühen Phase ist überhaupt nur möglich, wenn eine Motivation, ein Anstoss von aussen den nächsten Entwicklungsschritt einleitet. Ansonsten stabilisiert sich der erreichte Zustand: Fehler verfestigen sich, sind später nur noch mit grösster Mühe zu beseitigen, da die Betreffenden Eigen-Gewordenes über Bord werfen müssen.

Schlussbemerkung:

Die Methode *Schreiben nach Gehör* deutet Rechtschreibung als Unterordnung, als Kreativitätsverhinderung und die fehlerhaften Schreibungen als vorübergehendes Durchgangsstadium. Alle drei Zuschreibungen spielen auf richtige Phänomene an, interpretieren sie jedoch falsch. Daraus wird dann ein verheerender Schluss gezogen: der Verzicht auf unterrichtliche Massnahmen: freies Schreiben ohne formale Vorgaben, kein korrigierendes Feedback, kein intensives Training, Vertrauen auf einen sich selbst ergebenden Optimierungsprozess. Die Methode ist ein Beispiel dafür, wie sich Lehrende aus ihrer Unterrichtsverantwortung verabschieden, bzw. die Verantwortung den dazu noch nicht fähigen Lernenden zuschieben.

<https://schuleschweiz.blogspot.com/2018/11/schreiben-nach-gehor-eine-analyse.html#more>

Zürberg, 8.11.2018

Was man von Schwedens Schule lernen kann

Nordische Länder gelten für viele Bildungspolitiker als Vorbild. Doch was macht Schweden in seiner Volksschule anders? Die schwedische Professorin Inger Enkvist informierte Interessierte in Zürich darüber.

Rudolf Richner, Mitglied im Verein «Starke Volksschule Zürich».

Letzten Donnerstag hielt Professorin Inger Enkvist aus Schweden im Pfarreizentrum Liebfrauen vor rund 40 Zuhörenden, darunter Lehrer, Eltern und Grosseltern, einen spannenden Vortrag über die Auswirkungen von 50 Jahren Bildungsreformen in Schweden auf Schule, Familie, Wirtschaft und Gesellschaft. Seit Jahren fordert sie in Schweden eine bessere Qualität des Schulunterrichts.



Buch über schwedische Schulreform geschrieben

In ihrem Buch über die schwedischen Schulreformen übt sie deutliche Kritik. Inger Enkvist geht der Frage nach, wie verschiedene Länder ihr Bildungssystem gestalten und was Schweden von ihnen lernen kann. In ihrem Vortrag wies sie anhand eindrücklicher internationaler Studien auf die Bedeutung der Muttersprache als Grundlage allen Lernens und unserer kulturellen Entwicklung hin. Ebenso wichtig erwies sich die Persönlichkeit der Lehrer und wie sie mit ihren Schülern Beziehung aufnehmen. Studien zeigen auch, dass Kleinkinder, die von ihren Eltern und Beziehungspersonen sprachlich gefördert werden, indem sie viel mit ihnen sprechen und ihnen Geschichten vorlesen, im Alter von drei Jahren dreimal so viele Wörter kennen wie Kinder, mit denen man wenig spricht. Dieser Rückstand gleicht sich bis zum Alter von zehn Jahren nicht mehr aus, er vergrössert sich sogar. Das wirkt sich nach Ingers Aussage auch auf den Erwerb von Frühfremdsprachen aus: Zuerst muss das Kind die Muttersprache gründlich lernen, erst nachher kann es mit den Fremdsprachen darauf aufbauen. Besonders für die Integration von fremdsprachigen Kindern ist das eine wichtige Voraussetzung.

Die Ausführungen von Enkvist zeigten deutlich, dass wir auch in der Schweiz die Studien zum Schulerfolg ernst nehmen müssen. Nur wenn die Erwachsenen, Eltern und Lehrer, die Kinder aktiv in die Welt einführen und nicht nur «begleiten», erhalten sie genug Rüstzeug für die Zukunft.

Die Politik in Schweden hatte Unsummen von Geld investiert, die aber nicht den gewünschten Effekt zur Folge hatten. Schwedens Schüler schnitten nämlich im internationalen Vergleich immer schlechter ab – und zwar auch in den eigentlichen Kernkompetenzen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften. Der Grund: Die Reformen beraubten Schulen und Lehrkräfte ihrer Freiheit und pressten sie in ein zu enges pädagogisches Korsett. Gleichzeitig schaffte Schweden Schritt für Schritt Sonderklassen ab und integrierte Schüler mit allen möglichen Problemen in Regelklassen, ohne die Folgen zu bedenken. Diese traten schliesslich in den letzten Jahren zutage. Sowohl etablierte Industrie-, als auch Dienstleistungsunternehmen wanderten ins Ausland ab, weil sie keine geeigneten Arbeitnehmer mehr fanden.

Alle abholen, alle mitnehmen

Die Studien ergaben auch, dass man von einem Text über 90 Prozent der Wörter inklusive Schlüsselwörter und auch ihre Bedeutung kennen muss, um den Inhalt des Textes richtig verstehen zu können. Das erklärt, warum viele Kinder und Jugendliche nicht gerne Bücher lesen, da ihr Wortschatz zu klein ist und sie den Inhalt nicht richtig verstehen.

Weil der Stand der Kinder aus verschiedenen Familienverhältnissen und erst recht von fremdsprachigen Kindern im Zeitpunkt des Schuleintritts sehr unterschiedlich ist, hat die Volksschule die Pflicht, einen intensiven und durch die Lehrerin geführten muttersprachlichen Unterricht für alle anzubieten, so dass der einzelne Schüler bis zum Ende der Schulzeit die Unterschiede kompensieren oder zumindest verringern kann. Dazu gehört das regelmässige Schreiben von Diktaten und Aufsätzen und der stetige Versuch, den Schülern das Lesen in der Freizeit näher zu bringen. Diese grundlegende Aufgabe der Volksschule wird heute grob vernachlässigt: Wer zu Hause nicht gefördert wird, lernt über die ganze Schulzeit hinweg Lesen und Schreiben der Muttersprache nur sehr mangelhaft.

Verein «Starke Volksschule Zürich»

Der Verein «Starke Volksschule Zürich» ist aus dem Komitee «Lehrplan vors Volk» hervorgegangen. Er setzt sich zum Ziel, die Meinungsvielfalt im Bildungsbereich zu fördern und damit eine differenzierte öffentliche Diskussion zu ermöglichen. Zudem gibt der Verein einen Newsletter heraus und organisiert Veranstaltungen. Er beobachtet die Schulreformen und die Umsetzung des neuen Lehrplanes kritisch und setzt sich für eine gute Schulbildung ein. (zb.)

<http://www.lokalinfo.ch/>

Blick, 11.2018

IT-Fächer überfordern Volksschule

Swisscom und Co. springen vor den Klassen als Lehrer ein

Claudia Gnehm

Die Volksschule ist mit dem neuen obligatorischen Fach «Medien und Informatik» überfordert. Deshalb stehen immer mehr Pädagogen von Swisscom und IBM vor die Klassen. Sie bieten nicht nur Unterricht an, sondern neuerdings auch Elternabende.

Der Lehrplan 21 ist ein Riesenprojekt. Er fordert Volksschulen und Familien. Primarschüler und ihre Eltern wissen meist nur so viel darüber, als dass damit das neue Fach «Medien und Informatik» eingeführt wird. Und sogenannte Kompetenzen mehr Gewicht erhalten. In Schulen, die schon nach dem Lehrplan 21 unterrichten, hören Eltern dann immer öfter von neuen Spielprogrammen zum Rechnen oder einem programmierbaren Roboter.

Nicht nur um die IT-Kompetenzen des Nachwuchses, sondern auch um die von Mama und Papa kümmern sich die Schulen. Eltern berichten von Primarschülern, die Flyer nach Hause bringen: «Einladung zum Elternabend» über Internet- und Social-Media-Themen steht auf einem, der BLICK vorliegt. Zuunterst auf dem Anmeldetalon steht, leicht zu übersehen: «Elternabend von Swisscom». Auf der Internet-Agenda der betreffenden Zürcher Schule ist von einem «Swisscom Medienkurs für Eltern» die Rede.

Ein Konzern als Veranstalter eines Elternabends in der Primarschule? Das wirft Fragen auf. Zum Beispiel jene, ob mit dem Unterricht durch Swisscom und Co. auch gleich das passende Abo für Internet und Telefon beworben wird.

Swisscom unterrichtet Tausende Volksschüler

Den meisten Eltern ist heute gar nicht bewusst, dass Konzerne wie Swisscom oder IBM nicht nur Computerausstattung und Software in die Schulen bringen, sondern vermehrt auch Lehrmittel, und neuerdings auch breitflächig Elternabende ausrichten. So geben die Konzerne auch Schulstunden über Roboter, Digitalisierung und andere Informatikthemen.

Recherchen zeigen: Allein im letzten Jahr haben Swisscom-Pädagogen rund 30'000 Volksschülerinnen und -schüler unterrichtet, wie der Leiter des Swisscom-Projekts «Schulen ans Internet», Michael In Albon, auf Anfrage sagt. Der Unterricht richte sich seit 2015 auf den Lehrplan 21 aus.

Werden Roboter dereinst die Lehrer ersetzen?

Künstliche Intelligenz (KI) werde keinen Halt machen vor dem Bildungssystem, zeigt sich Beat Zemp (63) überzeugt. Der Präsident des Dachverbandes Schweizer Lehrer kann sich gut vorstellen, dass Lehrer dereinst mit KI-Assistenz arbeiten, vor allem bei den Lernkontrollen und dem Spracherwerb. «Ich glaube aber nicht, dass Roboter Lehrpersonen ersetzen werden», sagt er weiter. Personen, die Schüler prägten, seien aus Fleisch und Blut und hätten emotionale Intelligenz. «Wir sind noch nicht so weit, dass sich Roboter echt Sorgen machen können um Schüler», so Zemp.

Selbst bei Google ist die «Vollautomatisierung» der Lehrer kein Thema. Die Leiterin Augmented Reality bei Google, Petra Ehmann (33), sagte an einem Podium der Juventus-Schulen: «Lehrpersonen wird es immer geben, aber sie werden sich auf andere Aufgaben konzentrieren als etwa das Korrigieren.» Google engagiere sich immer mehr im Schulbereich, wolle dabei aber nicht nur die Digitalisierung vorantreiben, sondern auch die Diversität fördern.

Für Professor Roland Siegwart, Leiter Autonomous Systems Lab an der ETH Zürich, kann die Videoüberwachung im Schulzimmer sinnvoll sein, wenn die Datenanalysen helfen, die Kinder

effizienter zu begleiten. «Man sollte keine Angst haben vor den neuen Technologien, denn sie sind bereits omnipräsent», sagt er. Das Wichtigste, was die Schüler üben sollten für die digitalisierte Zukunft, sei denken zu lernen. Deshalb müsse man das Hirn trainieren. Dies komme leider oft zu kurz.

So geben Swisscom-Pädagogen zum Beispiel für die dritte oder vierte Klasse Lektionen zum Thema «Ab ins Internet». Vier Lektionen kosten die Schule 340 Franken, je nach deren finanzieller Kapazität. Mit 580 Franken etwas teurer ist der Robotik-Unterricht für die Mittelstufe. Alle Unterlagen sowie den Miniroboter Thymio stellt Swisscom zur Verfügung. «Die Einführung des Lehrplans 21 in diversen Deutschschweizer Kantonen hat ganz klar zu einer erhöhten Nachfrage geführt», sagt In Albon. Ausserdem integrierten immer mehr Schulen die Swisscom-Kurse in ein grösseres Medienkonzept für die ganze Schule.

Schulen überrascht von neuen Aufgaben

Am Swisscom-Elternabend wiederum sollen die Eltern lernen, was «altersgerechte Medienbegleitung» ist. Letztes Jahr erreichte Swisscom damit 6000 Eltern. IBM hat dieses Jahr 8500 Schüler, Eltern und Lehrer unterrichtet, wie Jacqueline Spühler von IBM Schweiz sagt.

Gründe für die grosse Nachfrage der Schulen sind offenbar die ungenügende Vorbereitung auf das neue IT-Zeitalter – auch mangels Kapazitäten. «Die Schulen wirken manchmal überrascht über die Einführung des Lehrplans, obschon dieser bereits 2014 in ersten Versionen vorlag», sagt Swisscom-Schulexperte In Albon. Zudem seien Lehrmittel zur digitalen Bildung aktuell erst dünn gesät. «Die Lehrmittelverlage müssen hier rasch Remedur schaffen», betont er.

An guten Fachpersonen fehle es den Pädagogischen Hochschulen nicht, die die Lehrer ausbilden, glaubt In Albon. Das Problem liege bei den Kapazitäten, die heutigen Lehrkräfte in nützlicher Zeit mit Basics zur Medienpädagogik und zur praktischen ICT-Anwendung im Schulalltag fit zu machen. Ans Limit bringt das Fach «Medien und Informatik» die Schulen auch, weil das ICT-Wissen eine kurze Verfallszeit hat. «Es muss regelmässig wieder aufgefrischt werden», so In Albon.

Mangel an Ressourcen

Auch die Leiterin der Bildungsprogramme bei Microsoft Schweiz, Claudia Balocco, sieht den Engpass bei den Kapazitäten. Jetzt ginge es darum, die Lehrpersonen zu schulen. Doch die Pädagogischen Hochschulen hätten zu wenige Ressourcen, um die neuen Inhalte zu vermitteln.

Was sagt der Zentralpräsident des Dachverbandes der Lehrer (LCH), Beat Zemp, zur Ausbreitung von Swisscom und Co. in den Klassenzimmern? Für Zemp ist es nicht problematisch, wenn die IT-Unternehmen auf den gestiegenen Bedarf der Schulen reagieren. Dies solange sie den Grundregeln der Ausgewogenheit und den qualitativen Anforderungen entsprechen.

Er räumt allerdings Mängel ein. Beispielsweise, dass die Schulen stark gefordert seien und Klassenlehrpersonen laufend Weiterbildungen besuchen müssten, um bei den Inhalten auf dem neusten Stand zu sein. «Dazu fehlen sowohl das Geld als auch die Zeit», sagt Zemp weiter. Es liege daher auch an der Bildungspolitik, die notwendigen Ressourcen für Kurse und Unterrichtsmaterialien zur Verfügung zu stellen.

Aus der Sicht des Erziehungswissenschaftlers Jürgen Oelkers sollte die Schule Grundlagen vermitteln und nicht jedem Technologiesprung folgen. Er warnt zudem vor einem Outsourcing der Fächer ohne Verankerung bei der Lehrerschaft: «Das wäre gefährlich und vermutlich auch wirkungslos.»

<https://www.blick.ch/news/wirtschaft/digitale-bildung-lehrer-am-limit-swisscom-uebernimmt-jetzt-die-elternabende-id9069478.html>

NZZ, 13.11.2018

Liebe Eltern, nehmt den Kindern das Smartphone weg!

Von *Milosz Matuschek*

Smartphones für Kinder: ja oder nein? Diese Frage spaltet gerade die Meinungen vieler Eltern. Die Hilflosigkeit wächst mit der Ausbreitung der Geräte, nach den Erwachsenen sind jetzt die Kinder dran. Letztlich gibt der Netzwerkeffekt den Ton vor. Je mehr Menschen ein solches Gerät haben, desto mehr glauben, ebenfalls eines zu brauchen. Die Debatte wird jedoch allenfalls oberflächlich geführt, nämlich als Gretchenfrage des Digitalzeitalters: Wie hältst du es mit dem Fortschritt? Stattdessen sollte man fragen: Was bringen Smartphones Kindern, und was nehmen sie ihnen?

Hier zeigt sich ein Konflikt, der über die Frage hinausgeht, ob ein Taschencomputer für 800 Franken in die Hände eines zehnjährigen Kindes gehört oder nicht. Es geht im Kern um Massstäbe in der Erziehung, und die haben sich gewaltig verschoben. Daran sind nicht die Ansprüche der Kinder schuld, sondern die Haltung der Eltern. Kindeswohl bedeutet für manche nicht mehr, primär danach zu fragen, was dem Kind am besten tut oder dessen Entwicklung fördert, sondern schlicht, das zu tun, was die Kinder wollen.

Nicht die Eltern erziehen heute die Kinder, sondern umgekehrt. Die Eltern verstecken ihre Unwissenheit über Risiken und Nebenwirkungen früher Smartphone-Nutzung hinter der Illusion, die Kinder seien irgendwie näher an der Digitalisierung dran und kennten sich daher besser aus. Nach den Helikopter-Eltern, die das Kind nie aus den Augen lassen, und den Bulldozer-Eltern, die alle Probleme aus dem Weg räumen, damit das Kind auch ja nie lernt, wie man es selbst tut, kommen nun die Concierge-Eltern, die glauben, den Kindern jeden Wunsch von den Augen ablesen zu müssen.

Machen wir uns nichts vor: Hinter der digitalen Erziehungsverweigerung steht letztlich der Komfortwunsch der Eltern. Konsum und Unterhaltung zu Pädagogik umzulabeln, wird jedoch ebenso wenig funktionieren, wie das früher bei der Debatte um Fernsehkonsum oder Computerspiele funktioniert hat. Techniknostalgie («wir haben damals auch bis zum Sendeschluss TV geguckt»), Technikignoranz («ist doch nur ein Kommunikationstool wie das Telefon») und der Verweis auf das Erziehungsversagen der anderen («die Hälfte der Klasse hat auch ein Smartphone») sollte niemandem mehr zur Gewissensberuhigung reichen.

Das Gerede vom Anschluss an die Welt von morgen, den man angeblich nicht verpassen darf, ist pure Augenschwermerei. Das Smartphone bereitet Kinder nicht aufs Leben vor, es lenkt eher davon ab; die Benutzung von Siri, Google Maps oder Candy Crush kann man später immer noch lernen. Verträge dürfen Minderjährige ohnehin noch nicht abschliessen. Unbemerkt entäussern sie sich jedoch ihrer Daten, lassen sich tracken und erstellen spielerisch nebenbei eine digitale Akte von sich. Viele Kinder isolieren sich, sehen weniger Sinn in Gemeinschaftserlebnissen, schliesslich schickt man sich ja den ganzen Tag schon Emojis, Gifs und amputierte Sätze.

Digitallobbyisten vom Schlage Sascha Lobos reagieren auf Kritik am Smartphone trotzdem gewohnt beleidigt; er selbst hält die Debatte für rückwärtsgewandt und vergiftet. Doch warum ausgerechnet Kinder als Versuchskaninchen für naiven Optimismus der Älteren herhalten sollen, erschliesst sich nicht. Dass Apps süchtig machen sollen, behaupten längst nicht mehr nur Kritiker, sondern die Konstrukteure selbst. Von einem Werbetexter muss man vielleicht keine Gesellschaftskritik erwarten, aber vielleicht doch die Beschäftigung mit ein paar Kritikpunkten, die aktueller sind als die eigene Frisur.

Milosz Matuschek ist Jurist, Publizist und Speaker. Zuletzt veröffentlichte er «Kryptopia» bei Nicolai Publishing & Intelligence.

<https://epaper.nzz.ch/#read/6/Neue%20Z%C3%BCrcher%20Zeitung/2018-11-13/11>

Aargauer Zeitung, 8.11.2018

Kanton gibt Rahmenbedingungen für alternative Lernorte – Seengen als Vorreiter

von Jörg Meier

Der Kanton begrüsst und regelt die Einrichtung von alternativen Lernorten. Er formulierte verbindliche Rahmenbedingungen für «alternative Lernorte im Schulhaus».

Viele Schulen machen es längst. Auch wenn es bisher dafür keine kantonale Regelung gab. Die aktuelle Situation in vielen Klassen führte dazu, dass Lehrpersonen und Schulleitungen ausserhalb des Schulzimmers Lernorte einrichteten, um mit besonderen Schülerinnen und Schülern und widersprüchlichen Anforderungen adäquat umgehen zu können. Denn der Auftrag der Volksschule ist anspruchsvoller denn je: Sie soll alle Kinder, egal woher sie stammen, individuell fördern, für unterschiedliche Schullaufbahnen selektionieren und gleichzeitig Gemeinschaft stiften. Dass das immer weniger nur im Klassenverband im Schulzimmer geschehen kann, leuchtet ein.

Ein wegweisendes Beispiel für die Einrichtung eines für die örtliche Schule massgeschneiderten alternativen Lernortes lieferte die Schule Seengen, die mit ihren «Lernort Pavillon» schon vor einigen Jahren auf die neuen Herausforderungen an die Volksschule reagiert hat und dafür [2015 mit dem Jan-Comenius-Preis der Fachhochschule Nordwestschweiz ausgezeichnet wurde](#). In Seengen wurde ein leerstehender Pavillon zu einem betreuten Ort umgewandelt, wo Kinder und Jugendliche gemäss ihren Bedürfnissen betreut lernen und arbeiten können.

Seither haben zahlreiche Schulen im Aargau die Klassenzimmer durchlässiger gemacht und alternative Lernorte für verschiedene Bedürfnisse auf ganz unterschiedliche Art geschaffen. Bisher hat das Bildungsdepartement (BKS) diese Entwicklung zwar beobachtet, aber nicht eingegriffen.

Bewusst weit gefasst

Doch nun hat die Abteilung Volksschule des BKS die verbindliche Rahmenbedingungen für alternative Lernorte im Schulhaus formuliert. Dabei wird zuerst erklärt, was man beim BKS unter «alternativen Lernorten» versteht: Es sind «niederschwellig zugängliche, vom Klassenunterricht räumlich getrennte Angebote, welche die Schulen selber führen und verantworten». Es sind pädagogische Räume, die Schülerinnen und Schüler in besonderen Situationen aufsuchen oder zu denen sie zugewiesen werden können. Sie ermöglichen eine intensive, zeitlich befristete Förderung ausserhalb der Klasse. Die Aufenthaltsdauer richtet sich nach dem aktuellen Bedarf, kann sehr unterschiedlich ausfallen und verschiedene Zwecke erfüllen.

Diese Umschreibung sei bewusst allgemein formuliert, erklärt Urs Wilhelm von der Abteilung Volksschule des BKS. «Verbindliche detaillierte Vorgaben wären wenig hilfreich. Denn jede Schule ist anders und hat andere Bedürfnisse.» Mit den weit gefassten Rahmenbedingungen hätten nun die Schulen die Möglichkeit für eine individuelle Umsetzung.

Es gebe eine Reihe von Gründen dafür, dass das BKS verbindliche Rahmenbedingungen formuliert hat und diese jetzt den Schulen mitteilt: «Viele Schulen befassen sich mit der Einrichtung von alternativen Lernorten; wir wollen sie dabei unterstützen, indem wir festlegen, was möglich ist», sagt Wilhelm. Nicht zulässig wäre etwa, dass Kinder, die eine besondere Betreuung brauchen, nicht mehr in der Klasse, sondern fast nur noch an alternativen Lernorten unterrichtet werden und so eine Umteilung in eine Kleinklasse verhindert werden kann. Zudem braucht jeder Lernort eine Leitung mit einem klaren Pflichtenheft.

Alternative Lernorte: Eltern müssen einverstanden sein

Alternative Lernorte können ganz unterschiedlich ausgestaltet sein, je nach Schulhaus und räumlichen Möglichkeiten der einzelnen Schulen. Sie richten sich an unterschiedliche Zielgruppen und können verschiedene Zwecke erfüllen:

Förderraum für Kinder mit Lernschwierigkeiten: Schülerinnen und Schüler mit Lernschwierigkeiten oder erheblichen Beeinträchtigungen können phasenweise intensiv in einer kleinen Gruppe gefördert werden.

Reflexionsraum bei sozialen und disziplinarischen Störungen: In eskalierenden Situationen braucht es besondere Angebote, die kurzfristig verfügbar und auf eine individuell unterschiedliche Dauer ausgelegt sind. Der alternative Lernort kann auch dazu beitragen, einen Schulausschluss aus disziplinarischen Gründen zu verhindern.

Projektraum bei der Arbeit an einem herausfordernden Projekt: Projekte und begabungsfördernde Massnahmen können teilweise ausserhalb der Klasse stattfinden.

Freiwilliger Lernort im Anschluss an den Unterricht: Schülerinnen und Schüler unterstützen sich gegenseitig oder stellen sich als Tutoren zur Verfügung.

Beaufsichtigter Raum bei Dispensationen: Hier arbeiten Schülerinnen und Schüler, die von einer andern schulischen Tätigkeit dispensiert sind (z. B. Sport).

Eine Zuweisung zu einem alternativen Lernort setzt grundsätzlich das Einverständnis der Eltern voraus. Das ist unumgänglich, weil alternative Lernorte keine rechtlich umschriebenen Schulungsarten sind. Ausnahmen sind möglich bei disziplinarischen Vorfällen bis zu einem halben Tag, bei heilpädagogischer Unterstützung und wenn die Schülerinnen und Schüler in Absprache mit der Lehrperson den Lernort freiwillig aufsuchen.

Aufgaben, die in die Zuständigkeit der Gemeinden fallen, können allerdings nicht durch alternative Lernorte ersetzt werden, insbesondere Aufgabenhilfe, Tagesstrukturen und Schulsozialarbeit.

Schweizweit gut aufgestellt

Die Rahmenbedingungen sind aber auch eine konkrete Reaktion auf die politische Diskussion im Grossen Rat rund um die integrative Schulung. Im November 2016 hatte Bildungsdirektor Alex Hürzeler versprochen, das BKS werde «pragmatische Lösungsansätze» präsentieren: Alternative Lernorte ermöglichen eine intensive Förderung ausserhalb der Klasse.

Schliesslich baut auch der neue Aargauer Lehrplan nicht nur auf ausserschulische, sondern auch auf alternative Lernorte. «Mit diesen Rahmenbedingungen sind wir schweizweit gut aufgestellt», sagt Urs Wilhelm. «Die alternativen Lernorte sind an den Aargauer Schulen mehr als blosser In-seln für Verhaltensauffällige.» Andere Kantone täten sich eher schwer damit. So wird etwa zurzeit im Kanton Zürich diskutiert, ob es einheitliche Vorgaben für alle Schulen geben soll. Der Zürcher Lehrerverband fordert sie flächendeckend, der Kanton findet das keine gute Idee.

Zahlen müssen die Schulen

Philipp Grolimund, Co-Präsident der Aargauer Schulleitungen, schätzt die Initiative des BKS. «Die Rahmenbedingungen reagieren auf das, was schon an vielen Schulen funktioniert. Sie formulieren den Spielraum, den eine Schule hat.» Zudem verfüge man nun über eine Handhabe gegenüber von Eltern, die Auskunft wollten. Etwa, wenn man zu erklären versuche, dass integrativer Unterricht nicht bedeutet, dass immer alle im gleichen Schulzimmer sitzen.

Grolimund weist aber auch auf die Finanzierung der alternativen Lernorte hin: Der Kanton findet die zwar grundsätzlich gut und wichtig, aber bezahlen muss sie die Schule selber. Zusätzliche Angebote müssen allenfalls von der Gemeinde übernommen werden.

<https://www.aargauerzeitung.ch/aargau/kanton-aargau/kanton-gibt-rahmenbedingungen-fuer-alternative-lernorte-seengen-als-vorreiter-133687844>

Tagblatt, 5.11.2018

Gut gehört, ist halb geschrieben: An einer Lernmethode scheiden sich die Geister

Wie lernen Schüler schreiben? Darüber wird gestritten. Der Kanton Nidwalden verbannt die Methode «Schreiben nach Gehör» gar aus dem Lehrplan. In den Kantonen St.Gallen und Thurgau ist eine solche Massnahme kein Thema. Denn jedes Kind schreibe zunächst nach Gehör, sagt ein Sprachdozent der Pädagogischen Hochschule St.Gallen (PHSG).

Christof Krapf

Welch eine Verrohung der Sprache. «Libes Mami zum Muderdag wünsche ich dir fil Glück»: Kinder im Primarschulalter dürfen schreiben wie sie wollen. Nur klingen muss es richtig. Der Rotstift bei Orthographiefehlern - das ist in den ersten zwei Schuljahren nicht so wichtig. Schliesslich soll den Kleinen niemand die Freude am Schreiben nehmen. Erst ab der dritten Primarklasse wird korrigiert. Kunststück, schreiben Maturanden und Lehrlinge immer schlechter, wie Lehrmeister und Professoren monieren - was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Solche Aussagen waren zu lesen, als der Kanton Nidwalden vergangene Woche ankündigte, er werde die Unterrichtsmethode «Schreiben nach Gehör» aus dem Lehrplan verbannen; per Weisung von Bildungsdirektor Res Schmid. Die Lerntechnik - erfunden hat sie der Schweizer Pädagoge Jürgen Reichen - sorgt für rote Köpfe.

«Völlig ineffiziente Methode»

SVP-Nationalrätin Verena Herzog ist «Schreiben nach Gehör» ein Dorn im Auge: «Es ist völlig ineffizient und auch frustrierend für die Kinder, wenn sie sich Wörter zuerst falsch einprägen und sich diese Fehler später mühsam abgewöhnen müssen», sagt die Thurgauerin.

Herzog begrüsst deshalb die Intervention des Nidwaldner Bildungsdirektors und hofft, dass auch andere Kantone die Methode aus dem Lehrplan verbannen werden. Sie hat bereits Vertreter des Bildungsdepartements ihres Heimatkantons auf die Thematik angesprochen. Denn: «Schon heute beklagen Lehrmeister und Lehrpersonen an weiterführenden Schulen die mangelnde Deutschkompetenz vieler Schülerinnen und Schüler», so die Nationalrätin.

Auch wenn Herzog grundsätzlich für Methoden- und Lehrmittelfreiheit ist, hält sie ein Verbot dieser Lerntechnik für den richtigen Weg: «Irgendwo gibt es Grenzen. Kinder haben ein Recht auf korrekte Schulung», sagt sie.

Von Halbwissen und Unsicherheit geprägte Debatte

«Korrekturen erst ab der dritten Klasse sind doch Blödsinn», «Kunststück, kann die heutige Jugend nicht mehr korrekt schreiben» - solche Sätze klingen am Stammtisch und in der Politik gut. Zudem kann bei Bildungsthemen jeder mitreden - alle haben schliesslich einmal die Schulbank gedrückt.

Doch wie lernen Schülerinnen und Schüler überhaupt schreiben? Diese Frage behandelt Christian Thommen, Leiter des Studienbereichs Sprachen im Studiengang Kindergarten- und Primarstufe an der Pädagogischen Hochschule St.Gallen (PHSG), mit allen angehenden Primarlehrpersonen.

Für Thommen geht die Diskussion über «Schreiben nach Gehör» in eine falsche Richtung; er empfindet die Debatte bisweilen als von Unsicherheit und Halbwissen geprägt. Das Erlernen des Schreibens beschreibt er als mehrstufigen Prozess und sagt: «Wenn kleine Kinder erste eigene Sätze oder Texte schreiben wollen, orientieren sie sich zwangsläufig an der Aussprache. In dieser phonetischen Phase müssen sie lernen, den Lauten Buchstaben zuzuordnen und diese in der

richtigen Reihenfolge aufzuschreiben.» Deshalb ergebe es zunächst keinen Sinn, streng auf die Orthographie zu pochen.

Vielmehr müssten Lehrpersonen am Anfang auf die richtige Lautierung achten. Also eingreifen, wenn ein Kind «Huas» statt «Haus» schreibt, aber nicht, wenn es «fil» statt «viel» schreibt. Denn: «Die Lehrpersonen sollen den Kindern einerseits zeigen, wie sie korrekt schreiben können, ihnen aber andererseits nicht mit zu vielen Korrekturen die Freude am Schreiben nehmen.»

Grosser Lerneffekt, wenig Frustration

Das Problem an der Diskussion um «Schreiben nach Gehör» sei, dass sie zu kurz greife, so Thommen. «Sitzt bei den Schülerinnen und Schülern das lautgetreue Schreiben, werden sofort die ersten Rechtschreibregeln eingeführt. Das ist fachdidaktisch völlig klar.» Ein mehrstufiger Prozess eben. Den Schritt vom lautgetreuen Schreiben zur Orthographie mache die ursprüngliche «Schreiben nach Gehör»-Methode indessen nicht. Dies sei falsch und die Schweizer Lehrerinnen und Lehrer führten dies auch nicht so durch. Zudem sei sie für Kinder aus bildungsfernen Familien nicht geeignet. Thommen sagt:

«'Lesen durch Schreiben', wie diese Methode genau heisst und wie sie in den 1980er und 90er Jahren gelehrt wurde, empfehlen wir unseren Studierenden so nicht.»

Die meisten Lehrpersonen verwenden im Kanton St.Gallen das Lehrmittel «Leseschlau». Damit lernen Schülerinnen und Schüler korrekte Lautierung, begegnen aber bereits im ersten Schuljahr den ersten Rechtschreibregeln. «'Lesen durch Schreiben' nach Reichen hat lediglich einen Marktanteil von vier bis fünf Prozent», sagt Thommen.

In seinen Seminaren lässt Thommen die Studierenden als Übung Texte von Erstklässlern korrigieren und achtet darauf, wo die angehenden Lehrpersonen eingreifen und wo nicht – Stichwort Korrekturkompetenz. «Lehrerinnen und Lehrer müssen stärker auf die Entwicklung der einzelnen Kinder achten», sagt er.

Es kann also sein, dass bei Schülerin A bereits die Orthographie korrigiert wird, während Schüler B vorerst noch die richtige Lautierung lernen muss. Dass ab der dritten Primarklasse auf einen Schlag plötzlich auf die Rechtschreibung geachtet wird, stimmt für die St.Galler Primarschüler also nicht und wäre ein unprofessionelles Verhalten, das auch im Gegensatz zum Lehrplan stünde. «Das Kind soll schon früh mit den orthographisch korrekten Formen konfrontiert werden, ohne dass es dabei seine Schreibfreude verliert», sagt Thommen. Dieses Ziel zu erreichen, liege in der professionellen Kompetenz der Lehrpersonen.

Verbot ist in St.Gallen und im Thurgau kein Thema

Sowohl im Kanton St.Gallen als auch im Thurgau ist es derzeit kein Thema, «Schreiben nach Gehör» aus dem Lehrplan zu kippen. Alexander Kummer, Leiter des St.Galler Amtes für Volksschule, sagt: «Mit welcher Methode die Ziele des Lehrplans erreicht werden, liegt in der Kompetenz der Lehrperson.» Ein Verbot einer einzelnen Lerntechnik sei daher nicht sinnvoll.

Auch Martin Kressibucher, Leiter Schulaufsicht im Kanton Thurgau, hält ein Verbot für den falschen Weg. Er sagt: «Schülerinnen und Schüler sollen nicht methodisch Rechtschreibregeln pauken, sondern deren Sinn verstehen.» Wie Thommen streicht auch Kressibucher die Korrekturkompetenz der Lehrpersonen als wichtigen Faktor heraus.

Bleibt noch die These, dass Lehrlinge oder Maturanden wegen der Lese- und Schreiblehrgänge nicht mehr korrekt schreiben lernen. Sprachdidaktiker Thommen hält wenig von diesem Rückschluss: «Zwischen der Rechtschreibkompetenz der 20-Jährigen und der Methode, die sie als 6-Jährige erlebt haben, gibt es keinen direkten Zusammenhang. Dazwischen stehen noch viel zu viele andere Faktoren».

Belege für schlechtere Rechtschreibung bei Kindern und Jugendlichen haben auch die Kantone nicht. Im vergangenen Jahr hat der Bund eine grossangelegte Überprüfung der Sprachkompetenz durchgeführt. Die Resultate der Studie liegen noch nicht vor. Spätestens bis dann dürfte die Debatte um «Schreiben nach Gehör» weitergehen.

<https://www.tagblatt.ch/ostschweiz/gut-gehört-ist-halb-geschrieben-an-einer-lernmethode-scheiden-sich-die-geister-ld.1066443>

20Minuten, 06.11.2018

Streit um Lerntechnik

Verstehen Sie, was Lorena (7) schreibt?

A. Peterhans

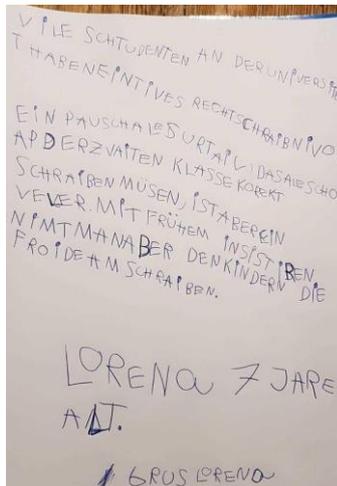
Nidwalden ist der erste Kanton, der das «lautgerechte Schreiben» ab der zweiten Primar-klasse aus dem Unterricht streicht. Gegner warnen vor zu frühem Drängen.

Viele Schüler lernen so schreiben, wie sie hören. Die Nidwaldner Primarschüler dürfen das seit kurzem nicht mehr. Schon ab dem zweiten Schuljahr sollen Lehrer auf die korrekte Schreibweise pochen. Nidwalden ist der erste Kanton, der die umstrittene Methode «Schreiben nach Gehör» (siehe Box) früher abschafft, als es der Lehrplan 21 vorsieht. Darin ist festgehalten, dass Lehrer erst ab dem dritten Schuljahr eine korrekte Schreibweise durchsetzen sollten.

Ob die Methode «Schreiben nach Gehör» sinnvoll ist oder zu mieser Rechtschreibung führt, ist umstritten – ein Befürworter und ein Gegner legen ihre Argumente dar.

Pro: Ehemaliger Lehrer und SP-Nationalrat Matthias Aebischer

Den ersten Teil seiner Aussagen hat Erstklässlerin Lorena (7) nach Gehör aufgeschrieben.



«vile shtudenten an der universitet haben ein tives rechtschraibnivo. Ein pauschales urtail das ale schon ap der zvaiten klasse korekt schraiben müsen, ist aber ein veler. mit frühem insistiren nimt man den kindern die froide am schraiben.»

Die Lernmethode «Schreiben nach Gehör», auch «Lesen durch Schreiben» oder «lautgetreues Schreiben» genannt, hat der gebürtige Basler Jürgen Reichen erfunden. Der Pädagoge bildete Lehrer in Hamburg aus. Wie verbreitet die Methode in der Deutschschweiz ist, bleibt unklar. Die Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren verfügt über keine Angaben dazu, welcher Kanton wie unterrichtet. Die Nidwaldner Bildungsdirektion informierte, dass im vergangenen Jahr neun Kantone Lehrmittel einsetzten, welche die Methode «Schreiben nach Gehör» explizit im Titel führen.

Als junger Bub habe ich selbst bis in die neunte Klasse viele Fehler gemacht. Ich habe dafür schöne und kreative Texte geschrieben. Hat mein Freund meine Postkarten korrigiert, war ich demotiviert und hatte keine Lust mehr, eine zu schreiben. Andere lesen viel und haben die Rechtschreibung schnell im Griff – so etwa meine drei Töchter.

Ziel wäre, auf die Fähigkeiten der Schüler einzeln einzugehen, wie es der Lehrplan 21 vorsieht – gleichzeitig die Fantasie und die Rechtschreibung zu fördern. Die Lehrer sind gefragt. Der Mut zur Kreativität einiger Primarschüler, würde durch den Rotstift kaputtgemacht werden.

Kontra: SVP-Regierungsrat und Bildungsdirektor Res Schmid

Eltern, Lehrbetriebe und Professorinnen beklagen sich, dass die junge Generation nicht mehr richtig schreiben kann. Eltern hatten insbesondere Mühe mit der Weisung der Lehrer, die offensichtlichen Schreibfehler der Kinder nicht korrigieren zu dürfen. Das konnte ich als zweifacher Vater nachvollziehen.

Kinder sind motiviert, möglichst schnell richtig schreiben und lesen zu lernen. Wenn ein starker Schüler zuerst drei Jahre lang falsch schreibt, wird er nicht gefördert. Auch schwächere Kinder haben so länger Zeit, die richtigen Schreibregeln zu verinnerlichen. Kinder sind lernfähig und werden damit nicht unter Druck gesetzt.

Die Absprache mit Experten hat gezeigt, dass es Sinn macht und Schüler motiviert, wenn sie für die ersten Monate so schreiben dürfen, wie sie hören. Je nach Entwicklungsstand sind die Lehrer aber dazu angehalten, schon nach wenigen Wochen Orthographieregeln durchzusetzen. Das Echo ist positiv. Ich nehme an, dass der Druck in allen Kantonen besteht und viele jetzt nachziehen werden.

<https://m.20min.ch/schweiz/news/story/solen-leerer-rechtschreibfehler-anschtreichen--20854676>

Spezielseiten zur Doppelinitiative GR

Doppelinitiative
Mitsprache bei wichtigen Bildungsfragen – Mitsprache bei Lehrplänen

START INITIATIVE ▾ ELTERN AKTUELL ARGUMENTE ▾ MEDIEN ▾ KONTAKT ▾ LINKS DATENSCHUTZ



Sie sind hier: Doppelinitiative

2 x ja bei der Abstimmung vom 25. November 2018

<https://guteschule-gr.ch/wordpress/>

SO, 5.11.1818

Diskussion im Lehrerzimmer tabu?

Seit kurzem bin ich pensioniert und ich denke gerne an die vielen schönen Jahre in der Schule zurück. Im Lehrerzimmer gab es immer interessante Diskussionen. Die einen waren begeistert von den Schulreformen. Andere kritisierten die nicht endende Reformflut und liessen keinen guten Faden an den unzähligen Kompetenzziele, die der neue Lehrplan vorschreibt. Wir konnten unsere Meinung offen sagen. Nun höre ich immer wieder, dass in vielen Teams nicht mehr offen diskutiert wird, dass viele sich nicht getrauen, zu ihrer Meinung zu stehen. Einer der Initianten der Doppelinitiative erzählte an einem Vortrag, dass schon beim Unterschriftensammeln ein Lehrer zu seiner Frau gesagt habe: «Das musst du unterschreiben, ich darf nicht!» Wo sind wir denn, müssen Lehrpersonen Sanktionen befürchten, wenn sie Kritik äussern? Das stört mich und ich wünsche den Lehrpersonen Mut, sich nicht schweigend zu arrangieren und die Faust im Sack zu machen. Eure Meinung ist gefragt und Eure Stimme zählt.

Zita Gander aus Seewis-Schmitten

BT, 13.11.2018

Gescheiterte Reformen

Ausgabe vom 6. November Zum Artikel [«Lieber eine Schule mit Zukunft statt nur eine gute Schule»](#).

In Sachen Schulreformen hat der Grosse Rat eindeutig versagt. Spätestens bei der diskussionslosen Verordnung des Lehrplans 21 durch die Regierung, der die Volksschule grundlegend verändern wird, hätte er eingreifen müssen. Leider nahm der Grosse Rat als oberstes Aufsichtsorgan über das Handeln der Regierung seine Pflicht nicht wahr. Unsere Initiative will, dass grundlegende Änderungen im Bildungswesen einem Beschluss des Parlaments unterliegen.

Auffallend an der Pressekonferenz der Initiativgegner war, dass mit keinem Wort die inzwischen immer lauter werdende Kritik an diesen «zukunftsorientierten» Reformen im In- und Ausland erwähnt wurde. Heisst zukunftsorientiert etwa, dass man mit einer ganzen Generation von Kindern experimentiert, mit Konzepten, die andernorts gescheitert sind und auch bei uns bereits auf grossen Widerstand seitens von Fachleuten, Lehrpersonen und Eltern stossen? Unsere Gesetzesinitiative setzt hier an und verlangt, dass im Lehrplan Jahresziele und Inhalte festgelegt werden. So kann mindestens eine Schadensbegrenzung eingeleitet werden.

An der erwähnten Pressekonferenz wird auch klar, dass sich die Initiativgegner mit Händen und Füssen gegen eine Einmischung der Politik in das Primat der Verwaltung wehren. Wer soll denn intervenieren, wenn in der Schule etwas schief läuft, wenn nicht das Parlament und in letzter Instanz die Bürgerinnen und Bürger? Die Instrumente der Volksrechte wurden extra dafür geschaffen.

Unsere Doppelinitiative will, dass das Parlament die Kontrolle über die Bildung wieder wahrnimmt und dass die Bevölkerung die Möglichkeit bekommt, mit einem fakultativen Referendum die Notbremse zu ziehen, wie es übrigens bei jedem noch so unwichtigen Gesetz selbstverständlich ist. Ein Ja zu den zwei Initiativen wird dazu beitragen, dass die Schule wieder besser in der Bevölkerung verankert ist.

Marlies Klesse und Elisabeth Calcagnini, für das Komitee Gute Schule Graubünden

https://reader.somedia.ch/epaper/pdf/blatetern.php?date=2018-11-13&publication=bt&keyauth=Sac4eGn-RecfB3MAz8dg4E-mjlkUwLWUfuT-qNrLqnG0&type=issue&apptype=newsletter&utm_source=EP-Newsletter&utm_medium=EPaper

grheute, 15.11.18

Zu viele offene Fragen

Auffallend beim Abstimmungskampf zur Doppelinitiative sind die fehlenden inhaltlichen Argumente der Gegner. Da ist die Rede von der Zukunft, der angeblich falschen, strukturellen Kompetenzverschiebung, von allwissenden Expertengruppen, denen man doch vertrauen sollte. Auch die bereits ausgegebenen Millionen werden ins Feld geführt, die zu befürchtende Isolation beklagt und dass nun doch endlich Ruhe einkehren möge. Die ganz am Rand geschilderten Vorzüge des Lehrplans 21 beschränken sich auf die Einführung der Fächer Medien und Informatik. Die Befürworter werden als reaktionär betitelt und die ganze Initiative gar als abwegig diffamiert.

Da bleiben viele offene Fragen. Mit welchen Ergebnissen wurde die neue Ausrichtung des LP 21 erprobt? Gibt es positive Forschungsergebnisse, die die Wirksamkeit von offenem Unterricht belegen? Existiert eine pädagogische Begründung für die Kompetenzorientierung? Was sagen die Berufsbildner zu den Fähigkeiten der Schulabgänger? Wie wirkt sich die falsche Vorgabe des LP21, dass erst ab der 3. Klasse Rechtschreibfehler korrigiert werden dürfen aus? Warum muss ein neu eingeführter Lehrplan, nach der Aussage des LEGR bereits angepasst und korrigiert werden? Und wie sehen mit der Ideologie der Inklusion die Leistungen der besseren Schülerinnen und Schüler aus?

Namhafte pädagogische Fachleute geben den Initianten Recht und bestätigen die Dringlichkeit von gut dokumentierten Antworten auf die obigen Fragen. Gerade die Zeitgenossen, deren Herz eher auf der linken Seite schlägt, müssten längst aufhören, wenn auch in der Schweiz von der bereits beginnenden Übernahme von Lernplattformen durch gewinnorientierte Konzerne wie Samsung berichtet wird. Oder

wenn sogar in der Südostschweiz ein von einer Stiftung gesponsertes Loblied auf den individualisierten Unterricht mit Laptops erscheint. Da steckt kaum eine pädagogisch motivierte Absicht dahinter. Ganz zu schweigen von der bisher hochgehaltenen Chancengleichheit, die mit dem von den Initianten kritisierten «selbstorganisierten Lernen» zu Grabe getragen wird.

Wenn etwas in der Schule schief läuft, hat das Parlament als oberste Instanz, oder allenfalls die Bevölkerung, die Aufsichtspflicht und muss intervenieren.

Elisabeth Calcagnini, Buchen

Schule Schweiz, 15. November 2018

Ein "Ja" wird Graubünden nicht isolieren

Im März 2016 beschloss die Regierung, den Lehrplan21GR auf das Schuljahr 2018/19 einzuführen. Die grosse Mehrzahl der Lehrpersonen musste dies zu Kenntnis nehmen. Gleichzeitig fingen die Gemeinden an, ihre Schulhäuser umzubauen, so dass die Kinder kompetenzorientiert, individuell und selbst-organisiert in Lernlandschaften den Schulstoff abarbeiten können. Der Lehrer wird zum Beobachter und führt Lernjournale, die Kinder üben sich in Selbstreflexion. Und das alles, ohne dass das Volk dazu befragt wurde. Wo schon im Sinn und Geist dieser Reform Schule stattfindet, sind die Ergebnisse ernüchternd. Deshalb wäre es wichtig, die funktionierenden Teile der Volksschule zu bewahren, systembedingte Reformfehler möglichst zu vermeiden und selbstbewusst in einen sachlich geführten Dialog einzusteigen.

«Ross und Reiter» sind bekannt, 15.11. von Christoph Jäger

«Lehrpläne sind heute in guten Händen, es gibt keinen Anlass, daran etwas zu ändern», betont [Sandra Locher Benguerel](#), Präsidentin des LEGR, Lehrpläne dürften keinesfalls zum Spielball politischer und weltanschaulicher Interessen verkommen. Sie verschweigt dabei bewusst, dass der Bildungsmarkt schon heute hart umkämpft wird. Die Stimmbürgerin und der Stimmbürger werden einmal mehr für unmündig gehalten.

Die Volksschule bildet die Seele des Volkes ab. Dies ist linken Kreisen offenbar ein Dorn im Auge. Peter Reiser, Präsident des Schulbehördenverbands, spricht gar davon, dass die Initianten das Rad der Zeit zurückdrehen wollten, von einem altmodischen Unterrichtsverständnis ausgingen und er schwärmt von der Umsetzung des Konzeptes «Medien und Informatik» an den Bündner Schulen. Wie sieht hier der neuste Stand aus? In Schulen des Silicon Valley, dem Tal der Tech-Milliardäre, werden Computer und Tablets aus dem Unterricht verbannt. «Screen-free schools», bildschirmfreie Schulen, heisst das Schlagwort. Ironischerweise wollen ausgerechnet sie, dass ihre Kinder sich mit Menschen statt mit Geräten abgeben, dass sie in den Pausen auf Spielplätzen herumtollen, statt am Handy zu hängen. Peter Reiser begrüsst es, dass das Handy zum Unterrichtsgegenstand wird, obwohl er als Arzt die alarmierenden Fakten aus zahlreichen Studien kennen müsste. Peter Frehner, Präsident des Schulleiterverbandes, meint zu ergänzenden Jahrgangsziele: «Ein Alleingang des Kantons Graubünden mit eigenen Lernzielen wäre unsinnig und zudem organisatorisch mit massiv höheren Ausgaben verbunden.» Als Basler unterschlägt er den Bündnern, dass gerade dieser Kanton einer solchen Ergänzung zum LP21 mit 85% zugestimmt hat. Es erstaunt nicht weiter, dass die Gegenkampagne Behauptungen und Halbwahrheiten verbreitet, welche mit der Initiative gar nichts zu tun haben. Ein «Nein» zur Initiative bewirkt das Gegenteil der erwünschten Ruhe: 2019 steht eine Schulgesetzesrevision an, der Kindergarten muss dem LP21 angepasst werden, die Lehrer erhalten einen neuen Berufsauftrag, die «Neuen Medien» und neue Lehrmittel werden uns weiter Kopfzerbrechen bereiten, Kinderburnout als neues Phänomen steht im Raum. Die Gemeinden bauen ihre Schulhäuser in Lernlandschaften und Computertempel um. Diese immense Kostensteigerung im Bildungssektor führt zu Schliessungen kleiner Schuleinheiten und Entlassungen von Lehrpersonen.

Ein «Ja» wird Graubünden nicht isolieren, sondern dazu beitragen, dass die Schule gemäss kantonaler Verfassung und nach gültigem Schulgesetz die sprachlichen, kulturellen und humanistischen Werte weiter hochhält. Der LP21GR wird durch Jahresziele ergänzt; die Fächer und Lektionen bleiben unangetastet. Die Initianten haben ihr Recht wahrgenommen, ihre Befürchtungen haben sie dargelegt. Sollten diese eintreffen, dann sind «Ross und Reiter» bekannt. Am 25. November hat das Volk das letzte Wort!

<https://schuleschweiz.blogspot.com/2018/11/ein-ja-wird-graubunden-nicht-isolieren.html>

SRF, 06.11.2018

Abstimmung Lehrplan 21

Was ist eine «Gute Schule»? Die Ansichten gehen weit auseinander



<https://www.srf.ch/news/schweiz/abstimmungen/abstimmungen/abstimmungen-gr/abstimmung-lehrplan-21-was-ist-eine-gute-schule-die-ansichten-gehen-weit-auseinander>

Videos mit Gion und Fadri

START INITIATIVE ▾ ELTERN AKTUELL ARGUMENTE ▾ MEDIEN ▾ KONTAKT ▾ LINKS DATENSCHUTZ



[Doppelinitiative](#) > Sie sind hier:Gion und Fadri Handy oder Tableta

M Gion und Fadri - Tableta oder Handy

Doppelinitiative
Mitsprache bei Bildungsfragen

Später ansehen Teilen

Steckt echt no öppis anders hinter em Fels?

Also E-Learning isch sicher s'falscha Mittel um d'Schualnota zfrisiera.

ja ja

https://guteschule-gr.ch/wordpress/?page_id=1302